Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **54 (1976-1977)**

Heft 7

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

A. Z. 8001 Zürich, Rämistr. 66 54. Jahrgang Nr. 7 Dezember 1976 Auflage 17 000

zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaft der Universität Zürich (SUZ) und des Verbandes der Studierenden an der ETH Zürich (VSETH) Neunmal jährlich

SUZ VSETH

Redaktion/Administration: Rämistrasse 66, 8001 Zürich, Tel. ☏ (01) 47 75 30, Postscheck 80-35 598

Inserate: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, 8023 Zürich, Tel. ☏ (01) 47 34 00, Einsp. mm-Zeile Fr. –.48

Abonnemente: Jahresabonnement (inkl. «das konzept») Inland Fr. 22.– Ausland Fr. 26.–

und **das konzept**

Ernstes und Heiteres aus dem Leben eines Hochschul-Neubaus

Geschichten aus dem Hönggerberg

Was den Uni-Studenten mit dem Strickhof erst blüht, das ist für die ETH-Studenten auf dem Hönggerberg bereits bittere Wirklichkeit: Eine mehr oder minder schiefgeratene Aussenstation auf der grünen Wiese. Der vorliegende «zs» befasst sich mit dem Leidensweg der Hönggerberg-Auswanderer. Dieser Artikel von Beat Schweingruber schildert in lockerer Form einige «aus dem (Hönggerberg-)Leben gegriffene» Szenen. Der Artikel «Bauen auf gut Glück und Vorrat» auf Seite 2 von Matthias Moser und Georg Hodel bringt etwas Licht in die dunklen Hintergründe der Hönggerberg-Bauerei.

Sinnlich habe ich den Hönggerberg relativ spät kennengelernt, vorher aber vom Hörensagen. Die unglaublichsten Geschichten wurden da herumgeboten von denen, die dort oben arbeiten, von den Insidern. Von rationierter Luft hörte man da ebenso wie von rationierten Magnetknöpfen, von eingebauten Fallgittern wie weiland in den Ritterburgen, von Besuchern, die übers Wochenende verhungerten, weil sie am Freitag den Ausgang nicht mehr fanden, von andern, die in Glaswände gerannt sind und anderes mehr.

Ich machte mich also auf, das Fürchten zu lernen. Die Hönggerberg-Wirklichkeit brachte mir aber nur ungläubiges Staunen, Kopfschütteln und mildes Lächeln bei. Noch heute gehe ich gern auf den Hönggerberg, wenn ich mich belustigen will. Da ich kein guter Steuerzahler bin, kann ich mir das auch leisten. Andernfalls würde wohl der Ärger über die dort manifeste Geldverschwendung überwiegen.

Lose aneinander gereiht lasse ich hier nun einige persönlich gefärbte Streiflichter auf den Hönggerberg folgen.

Das Sexagon oder Schloss Hönggerberg

Nein, mit Sex hat das Sexagon wenig zu tun, auch wenn dort das Physische vorherrscht. Es habe zwar in der Sammlung tatsächlich ein Dia mit einer «blutten» Frau, so als Gag zwischenhinein mal, vertraute mir ein Physik-Assistent an. (Anmerkung für Emanzipierte beider Geschlechter: Physik ist an der ETH vorwiegend eine Männersache; deshalb die «blutte» Frau.) Item, das Sexagon kommt davon, dass es sechs Ecken hat. Dadurch zeichnet es sich gegenüber den übrigen, auf Rechteckraster beruhenden Bauten aus, und es sollte wohl auch eine Art Prunkstück sein. Ursprünglich als Zentrum und physische Mitte der ganzen Hochschulbauten gedacht, steht es jetzt allerdings eher am Rand.

Vor dem sich nähernden Besucher baut sich der Betonkoloss immer höher und imposanter auf. Zuletzt steht man in einem erdrückend hohen Säulenumgang. Man hat Hemmungen, in dieses abweisende Gebilde hineinzugehen. Aber draussen bleiben kann man auch nicht, es ist zügig und ungemütlich, von allen Seiten ungeschützt.

Wenn man dann ein paar zögernde Schritte zum Eingang hin tut, vielleicht um einen Blick zu riskieren, öffnet sich plötzlich die breite Doppeltür, lautlos, wie von Geisterhand. Erschreckt blickt man um sich, sucht nach einer Erklärung, nach einer Fotozelle, die man eben durchschritten hat, nach einer Fussschwelle oder nach jemandem, der auf den Knopf gedrückt hat. Es gibt nichts derartiges. Plötzlich schliesst sich die Tür wieder, ebenso lautlos und unerklärlich. Man versucht's mit einem Trick, stampft auf den Boden. Nichts. Klatscht in die Hände. Nichts. Tut einen ganz vorsichtigen Schritt vorwärts – und diesmal öffnet sich die Tür, geheimnisvoll...

Später hat mir ein Fachmann den Schleier dieses Türmechanismus' gelüftet: Es handelt sich um ein Radargerät, das ganz raffiniert den Dopplereffekt ausnützt und Bewegungen registriert. Aber man muss einmal die zahlreichen Rentner beobachten, welche dort die Mensa aufsuchen, wie sie angstvoll und misstrauisch diese Tür hinter sich bringen.

Was nach dieser Türe kommt, das muss man erleben, räumlich erfahren. Die beste Beschreibung, das beste Bild ist nur ein Abglanz der Wirklichkeit. Man findet sich da plötzlich in einem Tempel, in einer riesenhaften, fast unendlich tief scheinenden Halle, in der man sich ganz verloren und klein vorkommt.

Betonierte Autorität

Der Boden des Tempels erhöht sich über verschiedene Stufen. Beim Eintreten befindet man sich auf der untersten Ebene, was den Betrachter nur umso kleiner macht. Eine breite, flache Treppe führt in den erhöhten Mittelteil. Sofort wird der Blick in die Tiefe des Raumes gezogen. Spätestens jetzt wird man inne, dass es sich erst um die Vorhalle des eigentlichen Tempels handelt kann. In dieser nochmals erhöhten hintersten Zone, die eines Altars durchaus würdig wäre, steht kein Altar. Dafür prunken da erst mal zwei monströse, sich symmetrisch nach links und rechts sanft in die Lüfte erhebende Freitreppen, die in unbekannte Höhen entschwinden. Da oben muss sich die Residenz befinden, empfindet man unwillkürlich. In respektablem Abstand hinter diesen Treppen steigt eine undurchdringliche, tiefgrüne Wand unheimlichen Ausmasses in ebenfalls unabsehbare Höhe.

Als ich das erste Mal in dieser Halle stand, fuhr mir unweigerlich der Begriff «faschistische Architektur» durch den Kopf. Im Laufe des Studiums hatten wir uns einmal damit befasst, am Beispiel von italienischen Bauten aus der Mussolini-Zeit. Wenn es in Zürich ein Beispiel solcher Architektur gibt, dann ist es diese Halle auf dem Hönggerberg. Architektur als permanente Respekteinflössung, als in Beton erstarrter Drohfinger. Zu stellen bliebe die Frage, welche Macht durch diesen Bau verkörpert wird. Nicht personenbezogene Macht. In diesem Bau residiert niemand. Eher die Macht der Wissenschaft; die Autorität einer technokratisch ausgerichteten Hochschule.

Die Putzkammer im Heiligtum

Wer den ersten Schock dieses Macht-der-Wissenschaft-Tempels überwunden hat, wird vielleicht doch noch neugierig auf weitere Überraschungen. Man wähnt sich ja, wie bereits gesagt, erst in der Vorhalle. Und tatsächlich weisen alle Fluchten dieses imposanten Saales auf den einen zentralen Punkt im Hintergrund hin: Eingerahmt von den beiden eindrücklichen Treppen, unter dem schützenden Baldachin eines mitten durch den Raum geführten Betonbandes, öffnet sich die sonst undurchdringliche grüne Riesenwand zu einer Nische. Im geheimnisvollen Halbdunkel dieser Nische stösst der Blick auf eine schwarze Eisentür.

Hier, so ahnt man schwer atmend, hinter dieser Wand, da passiert's. Da muss sich das Allerheiligste befinden, die Schatzkammer vielleicht, oder die Gruft mit dem Schutzheiligen der ETH, dem Sankt Technikus. Weniger Romantische, die sich daran erinnern, dass es sich um ein Physikgebäude handelt, vermuten wenigstens einen leibhaftigen Atomreaktor dahinter oder gar ein Raumfahrtzentrum.

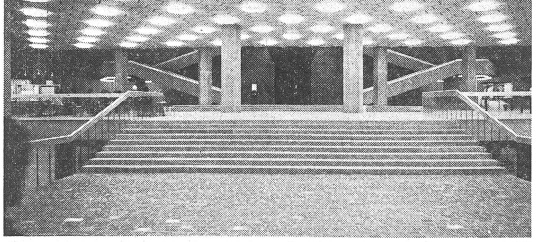
Die erste Ernüchterung kommt beim Nähertreten. «Durchgang zur Bibliothek» liest man in dezenten silbernen Lettern neben der Tür. Wahrscheinlich bloss eine Tarnung, denkt man und legt klopfenden Herzens die Hand auf die Klinke. Wider Erwarten lässt sich der Tabernakel öffnen – und man tritt in eine Art Schacht. Rechts gibt es eine kleine Öffnung, aber dort findet sich nur eine Türe «Putzraum» und eine andere Türe «Heizung, immer mit Schlüssel abschliessen». Links führt eine schmale Treppe ein Stockwerk höher, ans Ende eines ganz hundsgewöhnlichen Korridors. Von irgendwoher hört man Geschirrscheppern und riecht die Fäule von Essensabfällen.

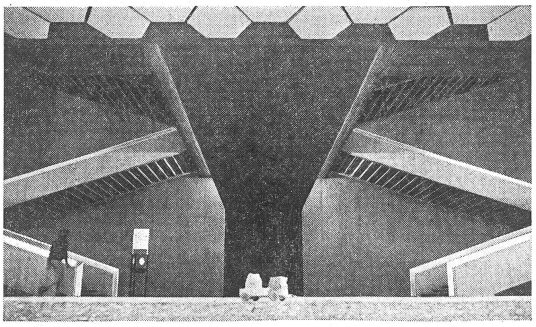
Der Spiegelpalast

Das Sexagon, das einmal als die bauliche Dominante der Hochschulbauten gedacht war, ist längst überschattet vom neuen Gebäude für die Bauwissenschaften. Dieser Koloss hat's tatsächlich in sich. Die offizielle Gebäudebezeichnung «HIL» und «HIF» wird dem Vernehmen nach nur vom Hauspersonal verwendet. Die Benützer nennen es «Hilton», «Spiegelpalast», «Schoggi-Schopf» (der braunen Farbe wegen) oder sonstwie. Ich käme eher auf «Wundertüte»; das Haus ist voller Wunder und Überraschungen.

Was an diesem Bau sofort auffällt, ist seine hermetische Abriegelung nach aussen. Hier, ausgerechnet hier im Grünen draussen, auf dem Berg, wo noch der letzte Rest guter Luft zu finden ist, hier steht ein solcher vollklimatisierter Haufen. Kein Fenster lässt sich öffnen. Dazu bewirkt die Spezialtönung des Glases einen totalen Spiegelungseffekt. Kein Blick und kein Sonnenstrahl dringt durch diese Fenster hinein.

Der Tempel des heiligen Sankt Technikus auf dem Hönggerberg. Sakraler Monumentalbau aus dem 20. Jahrhundert mit betont einschüchterndem Raumerlebnis.





Verschnupfte Studenten, schwitzende Putzfrauen

Und dann das Klima: Den ganzen Sommer hindurch trifft man auf Leute mit geröteten Augen und laufenden Nasen. Viele klagen über gereizte Atemwege. Asthmatiker können sich im Haus kaum aufhalten. An der Architekturabteilung und an einzelnen Instituten werden bereits Krankheitsgeschichten systematisch gesammelt. Das meiste sind Opfer von Luftzugserscheinungen an kalten Glasfassaden und an den mit individueller Belüftung ausgestatteten Hörsaaltischen. In den Hörsälen trifft man Leute mit Halstüchern. An heissen Tagen fröstelt man, auch in den Zeichensälen.

Dafür schwitzen körperlich Arbeitende ungewöhnlich. Die Putzfrauen vor allem. Zuweilen findet man auch Pingpongspieler mit nacktem Oberkörper. An der tiefsten Stelle der etwa 15 Meter hohen Haupthalle, wo es naturgemäss am kühlsten ist. Dem schweisstreibenden Übelstand der Putzfrauen hat die Betriebsleitung der ETH auf eigene Weise «Rechnung getragen». Die Spetterinnen dürfen jetzt bei gleichem Lohn mehr Putzfläche bearbeiten als vorher. Die Putzfrauen sind übrigens auch die einzigen Angestellten, die mit Stempeluhr kontrolliert werden. Beim akademischen Personal hat man – nach einem grossen Entrüstungssturm – darauf verzichtet. Dafür ist es auch schon vorgekommen, dass Studenten Putzfrauen beim Hauswart verpetzt haben, weil sie in einer Ecke des Zeichensaales Kaffee getrunken haben.

Die Klimaanlage, die so nebenbei 10 Millionen gekostet hat und tagtäglich Unmengen von Energie verschlingt, sei wegen der grossen Bautiefe nötig geworden. Nur weiss niemand, wozu die grosse Bautiefe von 30 bis 40 Metern nötig war. Die mittleren 15 Meter sind mangels Tageslicht ohnehin kaum sinnvoll genutzt. Da gibt es jede Menge Riesenkorridore, Abstell-, Lager- und Archivräume; Cincera könnte seine ganze Sammlung gefährlicher Objekte hundertmal darin unterbringen.

Die grossen Hörsäle hingegen, die grundsätzlich ohne Tageslicht sind, haben eigene, freistehende Baukuben erhalten – fensterlose.

Scheu-Stühle System ETH

Die Hörsäle sind mit schön nach vorn programmierten Stühlen ausgestattet. Sie sind mit grossem technischem Aufwand beweglich befestigt, man kann nach vorn und hinten rutschen. Sie sind auch um die eigene Achse drehbar – nur ist der Drehmechanismus blockiert, der mögliche Drehwinkel beträgt höchstens 10 Grad nach beiden Seiten. Eine Diskussion unter den Hörern ist nicht möglich in diesen Sälen, zumindest nicht vorgesehen. Es gibt nur die Ausrichtung nach vorn, auf Dozent und Wandtafel.

Adolf Muschg, der es ja wissen muss, hat von diesen Stühlen kürzlich gesagt, dass sie genau den Spielraum repräsentieren, der an dieser Schule möglich ist. Ein paar Zentimeter nach hinten oder vorn rutschen, ein paar Grad zur Seite drehen. Wenn der Stuhl nicht mehr belastet ist, schwenkt er sofort in die Mittellage und rastet dort ein. Scheu-Stühle wie Scheuklappen?

Die Farbverschiebung

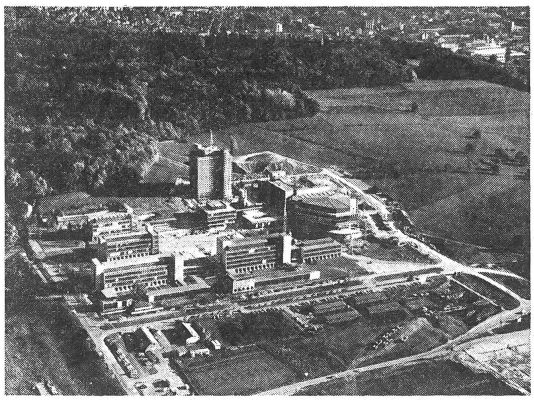
Einmal habe ich im zweiten Obergeschoss, in einem Bürokorridor, etwas Unerhörtes gefunden: eine Fassadentür, die sich öffnen lässt, auf eine Feuertreppe hinaus. Man blickt zuerst durch

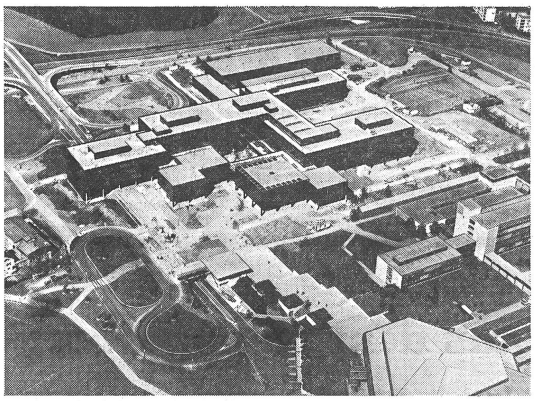
Fortsetzung auf Seite 4

Warum müssen Demokraten vor den Hütern der Demokratie fliehen, wenn sie undemokratische Schweinereien aufdecken?

(Aus: «di ander Ziitig» (DAZ), in 20 000 Exemplaren in den Strassen Zürichs verteilt am 26. und 27. November)

Antworten auf diese und andere Fragen im Zusammenhang mit dem Fall Cincera sind nachzulesen: «das konzept», Seiten 1, 2 und 6.





Die Physikbauten auf dem Hönggerberg; rechts das sechseckige Hörsaalgebäude. Das freie Gelände rechts war für Erweiterungen vorgesehen. Im Vordergrund der erste Seitenast der kreuzförmig vorgesehenen Haupterschliessung.
Rechtes Bild (Blickwinkel 180 Grad gedreht): Die erste Erweiterung, das Gebäude für Bauwissenschaften, steht an vormals nicht vorgesehenem Ort. Das Zufahrtskonzept ist völlig umgestülpt worden. Ein völlig sinnloser, aber kostspieliger Tunnel führt durch das Gebäude. Mehrere unüberschaubare unterirdische Anlieferungslabyrinthe machen dem Unkundigen die Hölle heiss. Unten links die Buswendeschleife.

500 Millionen für eine überdimensionierte Hochschulerweiterung

Bauen auf gut Glück und Vorrat

Wann kommt der Tag, an dem die ETH-Zürich erleichtert bekanntgeben kann: «Soeben hat sich der zehntausendste Student immatrikuliert!» Für ihn wäre schon heute Platz genügend vorhanden. Nach zwanzigjährigen Bemühungen um ausreichende Vorsorge ist der Ausbau der ETH vorläufig an seinem Ziel angelangt. Alle Jahre wieder bescherte sich die ETH damit aufsehenerregende Festlichkeiten. Aufrichte und Einweihung der neuesten, grössten und schönsten Bauten wurde gefeiert. Die wirklich grössten und zugleich teuersten Stücke davon stehen auf dem Hönggerberg. Diese Bauten gaben erstmals auch Anlass zur Kritik, sie wurden nicht nur gefeiert. Mit dem Abschluss der Bautätigkeit und dem Beginn des Studienbetriebes erlahmte aber die Kritik. Es haben ruhigere Zeiten angefangen. Wir können einen Rückblick riskieren.

Der Weg zum ETH-Satelliten führt aus der Stadt hinaus in das nebst dem Uetliberg nächstgelegene Zürcher Naherholungsgebiet zwischen Hönggerberg und Käferberg.

Gemäss Sonderbauordnung darf die ETH eine Bebauungsdichte realisieren, die geringer ist als beispielsweise jene der Einfamilienhauszone auf dem Hönggerberg. Die Besonderheit der ETH-Bauten ist es nun aber gerade nicht, dass sie einem Einfamilienhausquartier gleichen würden. Im Gegenteil. Sie gehören der Sorte von Bautypen an, die sich Sigi Widmer als Dominanten für seine Stadt schon immer gewünscht und auch bekommen hat, zum Beispiel Lochergut, Hardau usw. Sie sehen einem mit Verwaltungsbauten der Grosskonzerne besetzten Stadtquartier ähnlich, gleichzeitig luxuriös und repräsentierend.

Einziger Magnet für Spaziergänger: die Mensa

Vorläufig ist die ETH noch nicht im Besitze der ganzen 46 Hektaren, für die der Kredit ursprünglich bewilligt wurde. Das entspräche etwa einer Fläche von der Grösse des gesamten Hochschulquartiers im Zentrum. Inmitten des Areals stehen einzelne Blocks zwischen einem und zehn Geschossen, «städtebaulich differenziert zueinander in Beziehung gesetzt», was immer das auch heissen mag, mit Markantem und Dominantem aufgelockert.

Speziell darauf hat der Architekt, *Professor A.H. Steiner*, immer wieder hingewiesen und es den Leitgedanken für die Projektierung genannt. Er wollte die zwischen Lehr- und Institutsbauten verbliebenen Grünflächen wieder dem Fussgänger zurückgeben. Vor der Überbauung war das Gebiet des Hönggerbergs von einem rege benutzten Fussgängernetz durchzogen.

Heute mag jedoch niemand mehr am Wochenende zwischen den leeren Gebäuden herumspazieren, trotz der grünen Gartenhöfe. Sie sind nicht die vom Architekten beabsichtigten Anziehungspunkte geworden, sondern die Mensa ist es, wo unter der Woche die Rentner regelmässig einen billigen Kaffee trinken gehen, bevor sie von ihren Spaziergängen entlang dem Waldrand in die Stadt heimkehren. Bei schlechtem Wetter macht sie das Jassen oder Stricken die Zeit vergessen; dann werden sie über Mittag, während der vier für die Studenten reservierten Stunden, von einem Sekuritas hinausbefohlen.

Viel Geld zum Bauen und wenig zum Lehren

Die Errichtung einer Aussenstation auf dem Hönggerberg wurde vom damaligen ETH-Schulratspräsidenten Pallmann im Rahmen des planmässigen Ausbaus der gesamten Schule 1959 in Angriff genommen. Pallmann fällte damals den Entscheid, der bisher nie mehr revidiert wurde: Die ETH wird für 10 000 Studenten ausgebaut. Im Vergleich zu 1959 hiess das eine Verdoppelung der Kapazität. Heute sind die entsprechend dimensionierten Bauten fertiggestellt. Die Zahl der Studenten ist jedoch, entgegen der Prognose, bis 1975 nur auf knapp 7000 angewachsen und seither sogar gesunken.

Der Hönggerberg ist die gigantischste Hochschulerweiterung der Schweiz. Kein schweizerischer Hochschulkanton, auch nicht Genf und Zürich mit den höchsten Studentenzahlen, hat in den letzten zwanzig Jahren soviel in Neubauten investiert, wie der Bund das für seine eigene Hochschule getan hat. Er gab bisher jährlich 100 Millionen Franken für die gesamte ETH aus, 1971 entsprach das ungefähr 11 Prozent der gesamten Bundesbautätigkeit. Die Gesamtkosten inklusive Landerwerb für den Hönggerberg-Satelliten betragen über eine halbe Milliarde Franken.

Die Neubauten für *Bau-, Kultur-, Vermessungsingenieure* und *Architekten* kosteten 200 Millionen Franken. Die Abteilung für Physik und Mathematik steht seit dem Atomboom an der Spitze aller Aufwendungen. Die *Physikneubauten* auf dem Hönggerberg kosteten 270 Millionen Franken. Gegen zwei Drittel davon wurden in Forschungsinstituten verbaut.

Gerade die Forschungstätigkeit hat seit je Anlass zur Kritik gegeben. Ihr wird vorgeworfen, dass sie die Verbindung zum Unterricht vernachlässige, um so mehr aber jene zur privaten Wirtschaft pflege. Bis heute wird nicht öffentlich Auskunft gegeben, wofür mit wieviel Geld und Personal dort geforscht wird.

Das Raumangebot der Aussenstation Hönggerberg übertrifft den gegenwärtigen und künftigen Bedarf der ETH. Dem gegenüber drohen die aus dem letzten Jahrhundert stammenden Universitätsbauten unter dem Druck der Raumnot auseinanderzubrechen. Während die gesamte ETH jedem Studenten

nun gleich zwei Hörsaalplätze aufs Mal anbieten kann, drängt sich der Unistudent auf den harten Stufen der Hörsaaltreppen.

Drohende Zulassungsbeschränkung resultiert nicht ausschliesslich aus ungenügendem Investitionsaufwand, sondern auch aus nicht ausgelasteten Kapazitäten. Dieselbe fehlerhafte Planung hat im Falle der ETH übergrosse Kapazitäten geschaffen.

ETH-Studenten mit Doppel-Arsch

Was unter Planung von Kapazitäten zu verstehen ist, möchten wir kurz am Beispiel der *Hörsaalplätze* erläutern. Der Ausbau des ETH-Zentrums und die Aussenstation Hönggerberg wurden für 10 000 Studenten bemessen. «Berechnungen» ergaben merkwürdigerweise, dass hierfür insgesamt an die 19 500 Hörsaalplätze notwendig seien. Mit dem 1965 durch Bundesbeschluss bewilligten Kredit errichtete die ETH im Hauptgebäude 32 neue Auditorien mit 6500 Plätzen. Die bisherige Anzahl Plätze erhöht sich damit auf 14 300. (Zahlen aus der bundesrätlichen Botschaft vom 9. 7. 65.) Die 3180 Plätze der 1976 fertiggestellten Aussenstation hinzugerechnet, beziffert sich die Gesamtzahl heute auf 17 480 Plätze. Für gegenwärtig 7000 Studenten stehen also ca. 2,5 Plätze pro Student zur Verfügung (Aussenstation: 2500 Studenten, 3180 Plätze, 1,2 Plätze/Student).

Diese Plätze verteilen sich ausserdem vor allem auf Grossauditorien mit 200–400 Plätzen. Schon seit längerer Zeit wird aber der Unterricht vermehrt von den ungeeigneten Massenvorlesungen in kleine Seminarien verlagert.

Der Bundesrat sprach von eingehenden Berechnungen und Vergleichen mit ausländischen Hochschulen. Für die Technische Hochschule Aachen beträgt der Wert 0,4 Plätze/Student. Der Richtwert an ausländischen Hochschulen mit ungefähr 10 000 Studenten liegt zwischen 0,3 und 0,7.

Auf die grüne Wiese

Erst seit 1973 ist genauer bekannt, wieviel Platz für einen Studenten tatsächlich vorhanden ist. Vorher standen der Bedarfsschätzung keinerlei genauere Planungsgrundlagen zur Verfügung. Die Grössenordnung, in der alle Abteilungen zu expandieren wünschten, hat Pallmann über den Daumen gepeilt und mit der Zahl von zehntausend Studenten veranschlagt. Nach seiner Meinung sollte die ETH dem wachsenden Bedarf der privaten Wirtschaft angepasst werden.

Mit dem Landkauf auf dem Hönggerberg wurde die Errichtung einer Aussenstation auf der grünen Wiese besiegelt. Beiläufig wurde damals darauf hingewiesen, dass andere Standorte ebenso auf ihre Eignung hin geprüft wurden. Welche und wie, das ist nie bekannt geworden.

Manövrier-Spiele mit Abteilungen

Die Planung der ETHZ war sich nie darüber im klaren, welche Fachbereiche nun definitiv ausgesiedelt würden. Das blieb kurzfristigen Entscheidungen überlassen. Die Planung nannte als grobe Anhaltspunkte: Forschung, in sich geschlossene Fachabteilungen. Die Bauten für die *Physikinstitute* machten den Anfang. Später wurden trotzdem Hörsäle für den *Physikunterricht sämtlicher Abteilungen* gebaut. Den Physikprofessoren durfte das Pendeln zwischen Zentrum und Aussenstation nicht zugemutet werden.

Die übrigen Abteilungen befürchteten womöglich wegen der beeindruckenden Kosten der Physikbauten bei der weiteren grossen Kreditvergabe zu kurz zu kommen. Jedenfalls intervenierten die *Bauingenieurprofessoren* direkt im Parlament und veranlassten dieses zu einem Auftrag für ein neues Abteilungsgebäude. Durch diesen Entscheid war auch die fachverwandte Abteilung *Kulturtechnik und Vermessung* betroffen.

Ursprünglich sollte ein neues Bauingenieurgebäude auf dem ehemaligen EMPA-Areal, wo jetzt das Maschinenlaboratorium steht, errichtet werden. Der hierfür veranstaltete Wettbewerb ergab wegen der von den Professoren verlangten immensen Raumprogramme Grossprojekte, deren Realisierung die Stadt Zürich verweigert hat.

Mit den 1970 bewilligten Krediten entschädigte die Bundesversammlung die damals leer ausgegangenen Bauingenieure. Die Gewinner des Wettbewerbs, die Architekten *Ziegler und Lanter* erhielten den Bauauftrag für ein Lehr- und Forschungsgebäude der beiden Abteilungen (II und VIII) Bauingenieurwesen und Kultur-, Vermessungstechnik mit Standort Hönggerberg. Infolge der überrissenen Schätzung zur Entwicklung der Studentenzahlen entstand ein Haus, das um etwa einen Drittel zu gross geriet. Die vorrätigen Räume wurden gemäss einem umstrittenen Entscheid der Schulleitung mit der *Architekturabteilung* aufgefüllt, für die niemals von der Bundesversammlung Kredite bewilligt wurden.

Rufer in der Wüste

Obwohl die ETH-Planungsstelle auf die ungewisse Entwicklung der Studentenzahlen hingewiesen hatte, baute man drauflos, in der Meinung, wenn schliesslich zu viel Platz da sei, könne man immer noch einen Teil des Gebäudes an fremde Benützer vermieten. Man dachte an Büros, doch solche stehen heute auch im Stadtzentrum leer. Rechtzeitig besann sich die Schulleitung auch darauf, dass die Vermietung der vorrätigen Fläche an fremde Benützer der Glaubwürdigkeit der ETH-Planung schaden würde.

Bereits 1970 hat der studentische Fachverein der Abteilung II eine kritische Stellungnahme zum Projekt des Lehrgebäudes der Abteilungen II und VIII veröffentlicht. Wir greifen die wichtigsten Punkte nochmals heraus: Der Projektierung wurden keine diskutierten und formulierten Vorstellungen über den Betrieb an den beiden Abteilungen zugrunde gelegt. Die Flexibilität ist gering, da für die innere Erschliessung im Prinzip nur eine Möglichkeit gegeben ist. Die langen anonymen Gänge können nicht vermieden werden, ohne dass ein Labyrinth entsteht. Die Anordnung der Aufenthaltsflächen ist unbefriedigend, aber kaum anders möglich. Die Grossraumarbeitssäle verursachen schwer zu lösende Schalldämmprobleme.

Die betroffene Professorenschaft, der Architekt und die verantwortlichen Planungsgremien haben es nicht für nötig befunden, auf die ihnen zugestellte Kritik zu reagieren. Stellvertretend soll damit gezeigt werden, dass die Aussenstation Hönggerberg ohne die Beteiligung der Studenten geschaffen wurde.

Wo sind die Gründe?

Wegbereitend für das Planungsmalaise waren sicher das Fehlen einer brauchbaren Planungskonzeption und die ungeordnete Befriedigung von Einzelinteressen der Professorenschaft einzelner Abteilungen und Institute, die sich zudem gegenseitig um die Bevorzugung bei der Kreditvergabe den Rang ablaufen. Es ist entscheidend, ob rational erfassbare Bedürfnisse aller Hochschulangehörigen zum Massstab der Planung werden oder ob dies den Wünschen und dem Ermessen der Abteilungen und Institute anheimgestellt bleibt.
stellt bleibt.

Es ist nicht mehr verwunderlich, dass sich solche Planung zur Berücksichtigung studentischer Bedürfnisse nicht verpflichtet fühlte. Die ohnehin prekären Verhältnisse der Wohnungsversorgung für Studenten verschärfen sich durch die Auslagerung der Hochschulen. Für die schon im Bebauungsplan von 1959 vorgesehene studentische Wohnsiedelung reichten die Kredite nicht aus.

Seit Sommersemester 1976 sind mit dem Bezug der Lehr- und Forschungsgebäude für das Bauwesen sämtliche Neubauten auf dem Hönggerberg in Betrieb. Die Einweihungsfeierlichkeiten sind vorbei. Presseberichte erscheinen keine mehr. Vielleicht erinnern sich die Architekturstudenten im Gespräch über Klimaanlage und Sonnenbrillenfenster an ihre ursprüngliche Absicht, die Aussiedelung ihrer Abteilung mit Boykott zu verhindern. Heute ist der Hönggerberg kaum noch Gesprächsthema, sondern Arbeitsplatz wie vorher im Hauptgebäude.

Matthias Moser, Georg Hödel

Architekt Steiner

Albert Heinrich Steiner war Stadtbaumeister von Zürich, bevor er Architekturprofessor an der ETH wurde. Nach Aussagen eines ehemaligen Gastdozenten an der Architekturabteilung sei er für die Stadt wegen Unfähigkeit nicht mehr tragbar gewesen. Als Chef-Beamter konnte er aber nicht einfach entlassen werden. Die Stadt habe ihm vorerst eine Amerikareise finanziert. Dort erhielt er telegraphisch den Bescheid, dass er seines Amtes enthoben sei, ihm aber eine Professur an der Architekturabteilung der ETH offeriert werde; er müsse augenblicklich zugreifen. Der verwirrte Steiner akzeptierte. Die Architekturstudenten waren jedoch mit dem Professor Steiner ebenfalls unzufrieden. Anlässlich eines Hearings der nationalrätlichen Kommission für Wissenschaft und Forschung fragte ein Studentenvertreter sie, warum eine unfähige Person zum Professor ernannt werde. Sie erhielten zur Antwort, dass Steiner aus seiner Tätigkeit als Stadtbaumeister Kontakte gehabt habe, die sich beim recht mühsamen Erwerb des Areals auf dem Hönggerberg günstig auswirkten. Offenbar hat man das später vergessen, denn Steiner wurde nach der Fertigstellung der Physikbauten nicht mehr für weitere Projekte auf dem Hönggerberg beauftragt. An einer Abteilungskonferenz beklagte sich Steiner, er sei beim weiteren Ausbau der Aussenstation regelrecht ausgebootet worden. Er soll deswegen auch eine Abfindungssumme bekommen haben.

In Memoriam Alois Günthardt

Der «Züri-Leu» brachte das letzte Gedicht von Regierungsrat Alois Günthardt, der «zürcher student» druckt das erste über ihn ab.

Für immer hät eus de Alois verlah.
Mir chönnd das nanig rächt verschtah,
sind ihm doch so villi gueti Tate,
für de Privatverchehr in Züri grate.

No vill het er eus chönne schänke.
Wäme ihn kännt, au ohni vill Bedänke.
Sis zürcherisch Verchehrsdiplom,
hät er ja gmacht bim Ypsilon!

Wänn s Tram au schtillschtaht im Verchehr,
so gscheht das nur zu sinere Ehr,
und niemer söll dra dänke,
de Privatverchehr z beschränke!

Drum wünsched mir dir i dis Cabinet,
im Himmel obe, näbscht em Bett,
en Sandchaschte, wo d chasch plane,
de ganzi Himmel volle Autobahne.

Paul Wuillemin

zürcher student

Offizielles Organ des Verbandes der Studierenden an der ETH-Zürich und der Studentenschaft der Universität Zürich, unter Beteiligung des Verbandes der Studierenden der Dolmetscherschule.

Erscheint neunmal jährlich. Auflage 17 000.

Redaktion und Administration: Rämistrasse 66, CH-8001 Zürich, Schweiz; Telephon ☏ (01) 47 75 30. Postscheckkonto 80-35598.

Redaktion: Bruno Baeriswyl, Georg Hodel, Matthias Moser, Liselotte Suter.

Die im «zürcher studenten» erscheinenden Artikel geben jeweils die Meinung des Verfassers wieder.

Abdruck von Artikeln nur nach vorheriger Absprache mit der Redaktion gestattet.

Für unverlangt zugesandte Unterlagen wird keine Verantwortung übernommen.

Inserate: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, CH-8023 Zürich, Tel. ☏ (01) 47 34 00, Telex 55 235.

Druck und Versand: Tages-Anzeiger, Postfach, 8021 Zürich.

Redaktionsschluss Nr. 8: 17.12.76
Inseratenschluss Nr. 8: 22.12.76

Pour tous vos livres français et anglais

Librairie Payot Bahnhofstrasse 9 Tel.: 27 54 52 oder 27 54 53

Sprachkurse nach Mass
Audio-visuelle Methode, individuelle Betreuung
● Englisch ● Französisch ● Italienisch
● Spanisch ● Portugiesisch ● Russisch
● Deutsch für Fremdsprachige
Beginn jetzt. Freie Wahl der Kursstunden 8–20 h
Ungezwungene Atmosphäre, schnelles und gründliches Lernen mit
01/27 15 00 SIGHT+SOUND
8001 Zürich, Ustersstrasse 19/Löwenplatz

Studentenberatungsstelle beider Hochschulen

Rasche Hilfe ist nötig

Rund sechzehntausend ETH- und Unistudenten stehen ein vollamtlicher und zwei halbtags beschäftigte Studentenberater gegenüber. Die Zahl der ratsuchenden Studentinnen und Studenten steigt von Jahr zu Jahr leicht an. 1975 waren es rund 250 Hochschulangehörige, die den Studentenberater Dr. Eugen Teuwsen und seine Mitarbeiter aufsuchten. Der «zürcher student» wollte von E. Teuwsen wissen, wie eine Beratung aussieht und ob die Studentenberatungsstelle die anstehenden Aufgaben – Einzelberatung, Institutionsberatung, Grundlagenforschung, Weiterbildung – bewältigen kann. Für manchen Studierenden ist der Gang zur Studentenberatungsstelle, die kostenlos berät, ein entscheidender Schritt im Leben. Jeder ETH- oder Unistudent kann während seines Studiums in die Lage kommen, dass er mit seinen persönlichen oder studienbedingten Problemen allein auf sich gestellt nicht mehr zu Rande kommt. In diesem Sinn soll das nachstehende Interview über die Arbeitsweise und Aufgabengebiete der Studentenberatungsstelle informieren. sb/kf

«zürcher student»: Mit welchen Problemen kann ein Student zu Ihnen kommen? Was passiert mit ihm, wenn er sich einmal entschlossen hat, sich bei Ihnen anzumelden?

Teuwsen: Zu uns können die Studenten mit *Studienschwierigkeiten* genereller Art und mit *persönlichen Problemen* kommen. Damit sich die Studenten besser vorstellen können, für welche Schwierigkeiten unsere Stelle da ist, haben wir die Probleme, wie sie während eines Studiums auftreten können, im Vorlesungsverzeichnis näher ausgeführt (siehe Kasten, Red.).

Die Probleme, mit denen Studenten zu uns kommen, sind meistens komplexer Natur, das heisst: Fragen wie Studienwahl, Studieneignung oder Studienmotivation verbinden sich sehr häufig mit persönlichen Problemen, die weiter zurückgehen, die ihren Ursprung zum Beispiel in familiären Konflikten haben. Wir wollen also die Probleme des Ratsuchenden *nicht isoliert* behandeln. Es soll ihm deutlich werden, dass sie meistens noch mit anderen Dimensionen und Seiten verbunden sind. So können wir mit dem Studenten zusammen zu einer Problemlösung kommen, die einigermassen verantwortbar und befriedigend ist.

Die nachfolgenden *kursivgesetzten* Zitate stammen aus dem Tätigkeitsbericht 1. 1. 1975–31. 12. 1975 der Psychologischen Studentenberatungsstelle beider Hochschulen Zürich.

*

Kontakt- und Beziehungsstörungen sind fast bei allen Beratungsfällen anzutreffen und auch wesentlich. Hinzu kommen Entwicklungskrisen wie Identitätskonflikte, Entscheidungsprobleme, Selbstkontrolle usw.

Für die Studentin als Frau kommen grundsätzlich erschwerende Verhältnisse an der Hochschule hinzu. Sie gerät z. B. häufig in tiefgreifende Konflikte zwischen Familiengründung und -pflichten und Berufs- bzw. Studienkarriere. Konkurrenzauswirkungen in Massenfächern treffen die Studentin härter, und sei es auch nur in ihrer subjektiven Vorstellung.

Persönliches Gespräch

Wir versuchen im Gespräch mit dem Ratsuchenden seine jetzige Situation im Studium und im privaten Bereich zu erfassen, aber auch den Hintergrund, die zurückliegenden Situationen in Schule und Elternhaus. Wenn es sich vom Gesprächsverlauf her anbietet, ziehen wir auch testpsychologische Untersuchungen hinzu. Das Gespräch dauert wegen der meist weitgreifenden Problematik in der Regel *mehrere Stunden*. Mit einigen der Ratsuchenden führen wir auch psychotherapeutisch orientierte Beratungen durch. Hier dauert es einige Zeit, bis wir so weit sind, dass sich für den Studenten wieder eine einigermassen befriedigende Situation hergestellt hat.

Wartefristen und Kosten?

«zs»: Gibt es Wartefristen? Kostet die Beratung etwas?

Teuwsen: Die Beratung ist *kostenlos*. Zu uns kommen viele Studenten, die eine psychologische Beratung oder eine Psychotherapie nicht bezahlen können, aber nicht weniger nötig haben als die privilegierteren. *Wartefristen* versuchen wir zu vermeiden. Wir nehmen lieber das kleinere Übel eines *höheren Überweisungsprozentsatzes* in Kauf. Wir sind eine Beratungsstelle für die Uni und für die ETH, also für etwa 16 000 Studenten. Bei uns arbeiten *zwei halbtags* angestellte Studentenberater und ich selbst *ganztags*. Dazu kommt, dass wir auch noch *andere Aufgabenbereiche* haben als nur die Beratung selbst. Ein Berater auf 8000 Studenten, das ist schon ein Schlüssel, der ein äusserst knappes *Minimum* darstellt. Wir müssen also Prioritäten setzen.

Der überwiegende Teil der Klienten (63%) bekommt 1–3 Stunden Beratung. Im Durchschnitt fallen 5 Beratungsstunden auf einen Klienten. 26% erhalten mindestens 7–9 Sitzungen.

Der Schritt in die psychologische Beratung ist für den Ratsuchenden in den meisten Fällen doch ein sehr wesentlicher und entscheidender Schritt in ihrem Leben. Aber auch von den Problemen her, die hier zu uns getragen werden, sind wir der Ansicht, dass eine unmittelbare Hilfe, eine *rasche Annahme* notwendig ist.

«zs»: Sie haben 1975 42% der Hilfesuchenden überwiesen. Wohin überweisen Sie sie, und sind diese Stellen auch kostenlos?

Teuwsen: Die Stellen sind zum Teil kostenlos, oder sie erheben nur einen sehr geringen Betrag. Da ist einmal die *Psychiatrische Poliklinik*, die auch Studenten annimmt, dann die psychologische Beratungsstelle des *Instituts für klinische Psychologie*. Auch die Krankenkasse beider Hochschulen ist darum bemüht, einen *Beitrag* zu gewähren, wenn auch nur in begrenztem Mass und gestuft, das heisst, je länger eine Behandlung dauert, um so weniger kann sie bezahlen. Je privater und länger die Beratung oder die Psychotherapie also ist, desto grösser wird der Selbstbehalt der Studenten.

Ausbau nötig, aber . . .

Wir sind mit der Überweisung natürlich *nicht glücklich*, wir wissen, dass das bestimmt eine sehr schlechte Lösung ist. Es ist für viele Studenten nicht leicht, zur Beratung zu kommen, aufgrund ihrer Erziehung und aufgrund ihrer Vorurteile, die sie zuerst überwinden müssen. Wir sind überhaupt nicht damit zufrieden, dass wir Hilfesuchende, die nun den Schritt zu uns einmal getan haben, mit ihren Schwierigkeiten und ihren Problemen wieder neu auf den Weg schicken müssen, zu einer neuen Stelle. Aber wir wissen im Augenblick nicht, wie wir Abhilfe schaffen können, es ist überhaupt nichts anderes möglich. Wir müssten *mehr Berater* haben, das heisst, die Stelle müsste *ausgebaut* werden, das ist die einzige Lösung, die möglich wäre.

«zs»: Weshalb wird die Stelle nicht ausgebaut?

Teuwsen: Die Finanzlage beim Kanton und bei der ETH ist im Augenblick eben prekär und sie wird noch prekärer sein in Zukunft, zumindest in den nächsten zwei Jahren. Wir haben von daher gewisse Hemmungen, etwas massiver Stellen zu fordern, auch andere Institutionen sind von den knappen Finanzen betroffen. Wie die Prioritäten gesetzt werden, ist natürlich nicht in unserer Kompetenz, wir können nur sagen, wir hätten sehr gerne, wir brauchen sehr dringend . . .

«zs»: Gibt es spezifische Widerstände gegen den Ausbau Ihrer Stelle?

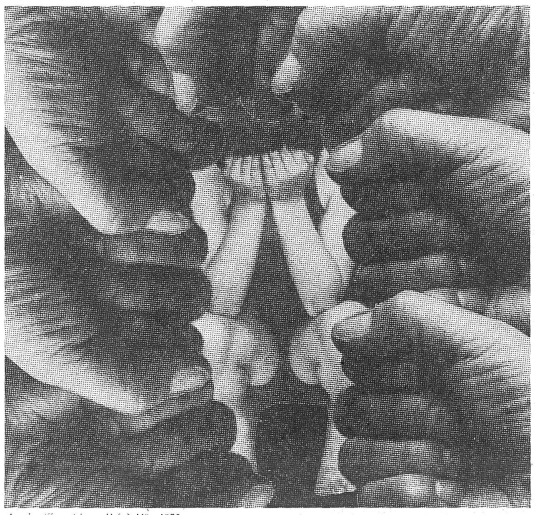
Teuwsen: Spezifische Widerstände, würde ich sagen, gibt es sicher nicht, sondern es ist im Augenblick die Plafonierung und die Finanzsituation generell.

«zs»: Es wird also nicht gesagt, diese Beratungsstelle sei eigentlich nicht sehr dringend und nötig?

Teuwsen: Nein, das habe ich so nicht gehört. Das ist, Gott sei Dank, – und ich hoffe, dass das stimmt – inzwischen vorbei.

«zs»: Das war früher so?

Teuwsen: Ja, das ist früher mindestens zum Teil viel mehr der Fall gewesen. Ich glaube, dass aber mit der Zeit doch eine gewisse *Anerkennung der Notwendigkeit* dieser Beratungsstelle stattgefunden hat. Sehr viele haben gesehen, was sie leistet und wie sie vielen Studenten geholfen hat und helfen kann. Die Stimmen, die sich noch etwa vor 4 bis 5 Jahren etwas undifferenziert geäussert haben, sind doch etwas zurückhaltender geworden.



Aus: betrifft: erziehung. Heft 3. März 1975

Ergebnisse zugänglich machen

«zs»: Gibt es nicht gerade in dieser Hinsicht auch Probleme im Zusammenhang mit den anderen Tätigkeiten, die sie haben, auf dem Gebiet der Forschung und den Stellungnahmen zu hochschulpolitischen Fragen?

Teuwsen: Unser Aufgabengebiet ist *vorrangig* die Beratung und in einem geringeren Rahmen die Beratung von Instanzen. Wir machen die Ergebnisse, die wir hier in der Beratung erarbeitet haben, anderen Instanzen, die sich zum Beispiel mit der Hochschuldidaktik oder mit Hochschulpolitischen Reformen befassen, zugänglich.

Als Beratungsinstitution müssen wir aber eine gewisse *Autonomie* wahren, um allen Studenten, auch der verschiedensten Richtungen, den Zugang zu uns zu erhalten. Wir dürfen uns also nicht einseitig festlegen, das ist eine Maxime der Beratungstätigkeit. Die Beratungsstelle ist keine politische Institution, sie darf keine explizit politische Richtung vertreten.

«zs»: Sie schreiben in Ihrem Tätigkeitsbericht, sie hätten eine Stellungnahme verfasst zum Problem der Normalstudienzeit an der Uni. Haben Sie diese Stellungnahme aus der Sicht der Probleme Ihrer Beratungsstudenten entwikkelt? Was steht darin?

Teuwsen: Das ist genau eine solche Sache, die wir unserer Arbeit entnommen haben. Wir haben mit unseren Beratungsstudenten einige Erfahrungen gewonnen, die eine Stellungnahme zu diesem Problem von unserer Seite berechtigen und wo wir von unserer Warte aus einen Beitrag zur Gesamtlösung leisten können.

Es besteht eine Tendenz, vermehrt in den ersten Semestern zur Beratung zu kommen. Orientierungs-, Umstellungs- und Entwicklungsprobleme fallen in der Studieneingangsphase zusammen.

Studium planen

Wir haben festgestellt, dass sehr viele Studenten zu uns kommen, die den Unterschied zwischen der Mittelschule und der Universität von sich aus nicht zu überbrücken vermögen, weil in gewissen Fachrichtungen und Fakultäten die Studiengänge unterstrukturiert sind. Wenn die Studiengänge transparenter gestaltet würden und den Studenten mehr Hilfen in die Hand gegeben würden, wäre eher eine Orientierung möglich. Unsere Vorschläge zur Verbesserung sind in den letzten Jahren auch berücksichtigt worden. Wir haben mitgeholfen, das *Studienfachberatersystem* einzurichten.

Es wird immer notwendiger, das Studium wirklich zu planen, man kann es sich heute kaum mehr leisten, einfach darauflos zu studieren oder Probesemester zu machen.

Von daher haben wir in der Vernehmlassung gesagt, dass es sicher noch Studiengänge gibt, die unterstrukturiert sind, andererseits auch überstrukturiert. Überstrukturiert ist das Studium der *Medizinstudenten*, die nun wirklich einem permanenten Stress ausgesetzt sind. In den *Unterstrukturierten* andererseits hängen die Studenten jahrelang durch, haben überhaupt keinen Kontakt zu Professoren und Assistenten, durchlaufen ohne Selbsteinschätzungsmöglichkeiten und ohne Übungsmöglichkeiten das Studium, um dann plötzlich in die Prüfungssituation geworfen zu werden, die für sie existentiell ist. Wenn es dann nicht klappt, kommen sie in Krisen hinein, die wirklich vermeidbar wären.

Studierende aus den vom Gegenstand und Stoff her eindeutiger, klarer und «objektiver» strukturierbaren Studiengängen wie Naturwissenschaften und Technik gehen weniger in Beratung.

*

Im Vergleich mit der Uni kommen die ETH-Studenten weniger in Beratung.

Wir haben hier wirklich die Überzeugung gewonnen, dass es nicht sehr sinnvoll ist, die Leute so sich selbst zu überlassen, so eine Art Laissez-faire zu vertreten. Sinnvoller ist es, da, z. B. an der Phil.-I-Fakultät, etwas mehr zu strukturieren.

Wir sind uns aber natürlich darüber im klaren, dass die Universität *nicht verschult* werden darf, dass die Situation der Mittelschule nicht verlängert werden darf. Wir sind aus unserer Sicht für Zwischenprüfungen zur Selbsteinschätzung, wir haben aber explizit gesagt: *ohne Rechtsfolgen.*

Die Übervertretung der Medizinstudenten scheint uns weniger von der Persönlichkeit her begründet zu sein (Sensibilisierung für Konflikte) als von der augenblicklichen Studiensituation, die eine extreme Stresssituation bis Studienmitte darstellt und von daher vielfach «gesunde» Reaktionen auf den Stress hervorruft.

Wird auf die Studentenberatung gehört?

«zs»: Wurde diese Stellungnahme von Ihnen verlangt, hat sie irgendeinen verbindlichen Wert, muss sie gehört werden?

Teuwsen: Nein, wenn wir solche Stellungnahmen eingeben, haben wir keinen institutionell verbindlichen Charakter, wir können nur *gehört* werden.

«zs»: Wissen Sie, ob und wie Ihre Stellungnahme in den zuständigen Gremien diskutiert wurde? Sind Sie zufrieden mit dem Gewicht, das Ihrer Stellungnahme dort beigemessen wird? Oder haben Sie das Gefühl, für den Papierkorb gearbeitet zu haben?

Teuwsen: Das betrifft ja nicht nur uns. Auch andere Instanzen und Organe der Universität und die Studenten geben zu speziellen Problemen ihre Stellungnahmen ab. Was dann aber letztlich durchgeführt, eingeführt oder verändert wird, was zum Beispiel jetzt ins *Universitätsgesetz* eingeht oder in die *Entwicklungsplanung der Universität* oder in die *Regelstudienzeit*, darauf haben wir, möchte ich sagen, sehr *wenig Einfluss*.

«zs»: Ihre Argumente werden also bei der weiteren Ausarbeitung von Konzepten nicht sehr stark gewichtet?

Teuwsen: Ja, ich würde meinen, je weiter nach oben die Arbeit und die Vorbereitung gelangt, je mehr Entscheidungskompetenz die betreffenden Instanzen haben, um so weiter weg sind wir.

Es ist aber nicht unsere Aufgabe, da irgendwie hochschulpolitische Entscheidungen in grösserem Mass mitzubeeinflussen, Einfluss ist nur im weiteren Vorfeld möglich.

«zs»: Sie sagen, es sei nicht Ihre Aufgabe. Sollte es aber nicht Aufgabe einer solchen Stelle sein?

Teuwsen: Das ist eine andere Frage, welche Institution das jetzt machen sollte. Man kann nicht gleichzeitig Studentenberatung und Hochschulreform betreiben. Man muss sich für eine Aufgabe entscheiden. Jetzt ist ja eigentlich die *Hochschulreformkommission* für die andere Aufgabe zuständig. Was die Studentenberatung dazu beitragen kann: Die Leute in der Hochschulreformkommission können an uns gelangen, können fragen, welche Erfahrungen wir gemacht haben.

Ein relativer Anstieg erfolgt nochmals gegen Studienende in den Fakultäten Phil. I und etwas weniger auch in Phil. II. Die Mediziner haben gegen Studienende den geringsten Anteil. Bei den Medizinern macht sich der extreme Leistungsdruck bis Studienmitte geltend.

«zs»: Herr Teuwsen, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Interview: Silvia Brüderli
Konrad Fisler

Wann wird geholfen?

Die durch das Studium veränderte Lebenssituation und die damit verbundenen Anforderungen führen oft zu Stress- und Krisensituationen mit persönlichen Problemen und Studienschwierigkeiten, die sich besonders bei Beginn, Wechsel, Abschluss und Abbruch eines Studiums sowie mit den Prüfungen ergeben können. Das zeigt sich vor allem in folgenden Bereichen: Entscheidungsschwierigkeiten, Prüfungsversagen, Eignungszweifel, Motivationsprobleme; Konzentrationsstörungen, Nervosität, Verstimmungen, verschiedene Ängste, Sexualprobleme, familiäre Beziehungen, innere Konflikte, Kontaktprobleme usw. Hier versucht die Psychologische Studentenberatungsstelle Hilfe zu vermitteln. Sie ist für alle Studierenden unentgeltlich und an die Schweigepflicht gebunden.

Der «zürcher student» über die psychischen Nöte der Studierenden:

«Wir wollen Problembewusstsein vermitteln», Interview mit dem psychologischen Studentenberater E. Teuwsen; Nr. 50/1, Mai 1972
«Kein Run auf die Couch, sondern ein echtes Bedürfnis»; Nr. 51/4, Juli 1973
«Kranke Studenten – kranke Hochschule»; Nr. 51/9, Februar 1974
«Nicken und Leisten – statt kritisches Lernen» von Eugen Teuwsen; Nr. 52/2, Mai 1974
«Machen Prüfungen krank?»; Nr. 53/3, Juni 1975
«Nun prüfen sie wieder!»; Nr. 53/4, Juli 1975

Jede Nummer kann gegen 1 Fr. in Briefmarken bei der Redaktion bezogen werden.

Telefonziitig
01/39 11 12
kurz und kritisch

Abgehört und aufgeschrieben

In der neuesten Nummer des «Wer, wie, was, wann, wo», dem Denunziantenblatt von E. Cincera, seines Zeichens entlarvter (?) Subversivenjäger, dessen Haus an der Englisch-Viertel-Strasse 22 zur Zeit von der Polizei bewacht wird, soll auch von der «Telefonziitig» die Rede sein. – Danke für die Gratiswerbung. Einem peinlichen Irrtum jedoch ist Herr Reich von der «wf» (= Wirtschaftsförderung) zum Opfer gefallen. In der Dokumentation über «extremistische» Bestrebungen in der Schweiz wird im Personenregister auch ein gewisser Kantonsrat Alfred Gilgen aufgeführt. Aber, aber . . . dieser integre Mann ist schon seit 1971 Zürcher Regierungsrat.

✆

Wenn ein Schweizer Soldat einmal aufbegehrt, muss er damit rechnen, dass er von seinen Vorgesetzten zu scharfem Arrest verknurrt wird. Dieses in der Schweizer Armee praktizierte Verfahren verstösst allerdings gegen die Menschenrechtskonvention. Dies wiederum passt den Schweizer Militaristen nicht in den Kragen. Und so schimpft der neue «Trumpf-Buur» die Menschenrechtskonvention schlicht die «Rechthaber-Konvention».

redaktionelles ++ redak

Die gesamte Redaktion des «zürcher student» ist neu- beziehungsweise wiedergewählt. Vom Studentenparlament der ETH wurden Georg Hodel (Biochemie, 5. Semester) und Matthias Moser (Architektur, 3. Semester) gewählt, vom Grossen Studentenrat der Uni Liselotte Suter (Philosophie und Publizistik, 7. Semester) und Bruno Baeriswyl (Jus, 3. Semester). An der Uni kam es zum gewohnten, von der rechten Seite inszenierten Scharmützel, da die rechte Fraktion einen Kampfkandidaten stellte, der sich offen gegen die Zwangskörperschaft aussprach. Eine Zusammenarbeit auf solcher Ebene in einem Organ, das Sprachrohr und Interessenvertreter der Studenten und Studentenschaften sein soll, ist eine geradezu abwegige Vorstellung.

Die neu- bzw. wiedergewählte Redaktion wird ihre offene Linie im Interesse der Studenten – und mit der Unterstützung der Studenten – weiterverfolgen.

Redaktion «zs»

Geschichten aus dem Hönggerberg

Fortsetzung von Seite 1

die Fenster auf die Umgebung hinaus, man öffnet ahnungslos die Tür – und dann merkt man, dass die Farben nicht stimmen. Durch das Fenster hat alles einen eigenartigen faden Braun- bis Violettstich.

Von draussen sieht man dafür nicht mehr hinein. Wenn man auf der Treppe vor dieser Fassade steht, fühlt man sich vom Bau völlig ausgeschlossen, ausgespuckt. Hilflos prallt das Auge an der spiegelnden Fassade ab und findet darin nur die – wiederum merkwürdig verfärbte – Umgebung. Blickt man eine Weile in die wirkliche Landschaft hinaus und dann in die gespiegelte in der Fassade, beginnen die Augen zu schmerzen.

Nachts ist es umgekehrt: Man sieht in das Haus hinein, aber nicht mehr hinaus. Die Zeichensäle sind totale Spiegelkabinette. Jeder Gegenstand ist zwei- oder dreimal vorhanden. Wenn man sich durch einen Gang bewegt, läuft hinter dem Glas immer ein Double mit.

Zeugenaufruf!

Wir wissen, dass viele unserer Leser eigene bemerkenswerte Erfahrungen mit dem Hönggerberg – oder auch mit dem ETH-Zentrum – gemacht haben. Solche Leser sind hiermit aufgefordert, ihre Erlebnisse in kurzer und lockerer Form zu Papier und uns zur Kenntnis zu bringen. Gute Einsendungen werden publiziert und – bescheiden, wie die Redaktoren dieses Blattes – honoriert. Achtung: Redaktionsschluss für die Januarnummer ist vor Weihnachten!

Die Sünden der Lehrer

Alles in diesem Haus ist irgendwie gegenüber der Realität verschoben: die Farben, das Klima, die Geräusche, das Koordinatensystem. (Von wegen Geräuschen: Man lasse einmal in einem der überdimensionierten Gummiboden-Foyers ein leichtes Geldstück fallen – man hört nichts!)

Ich frage mich, was mit den Leuten passiert, die hier drin arbeiten oder studieren müssen, Tag für Tag, jahrelang. Ich frage mich, ob die Architekten, deren Sinne da drin abgestumpft werden, jemals noch fähig sein werden, vernünftige, menschliche Gebäude zu konzipieren. Oder tritt vielleicht gerade der Anti-Effekt ein? «So sicher nicht.»

Man müsste sich dann allerdings auch die Frage stellen, ob sie's vorher, im alten Poly, besser gelernt haben. Aus eigener Erfahrung muss ich diese Frage eigentlich verneinen.

Es ist irgendwie auch fast unerklärlich, wie es kommen kann, dass fast sämtliche Neubauten einer Hochschule, die immerhin eine Architekturschule beherbergt, so total daneben geraten können. Es scheint, als habe man sich in den Kopf gesetzt, sämtliche grundlegenden Architektur- und Planungsfehler hier im Massstab 1:1 zu demonstrieren. Inszeniert notabene zu einem guten Teil von Architekturprofessoren. Oder besteht da vielleicht ein Zusammenhang zwischen dem, was gelehrt, und dem, was gebaut wird?

Wo ist der Ausgang?

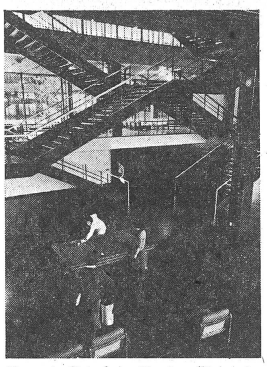
Im alten Hauptgebäude der ETH im Zentrum ist es bereits eine recht grosse Kunst, sich in den ersten ein, zwei Jahren problemlos zurechtzufinden. Gegenüber dem «Hilton»-Labyrinth auf dem Hönggerberg ist das Hauptgebäude aber ein harmloser Sandkasten.

Ich erinnere mich noch gut, wie ich nach einem meiner ersten Besuche im Hilton nach einem Ausgang fahndete. Da ich wohl eine Treppe, aber keinen Lift finde, gehe ich zu Fuss nach unten, bis mich ein Schild «Exit» aus dem Treppenhaus in einen Korridor weist. Daselbst findet sich aber nicht die Spur eines Ausgangs.

Aufs Gratwohl gehe ich ein paar Schritte nach links und habe plötzlich den Ausgang gerade vor mir. Eben noch früh genug entpuppt sich diese Vision als Trug, als blosser Durchblick, mit einer Glasscheibe fein säuberlich und unsichtbar abgesperrt. Nach einem Umweg von 30 Metern, bei welchem Anlass auch der Lift zum Vorschein kommt, befinde ich mich schliesslich doch auf der andern Seite der Glaswand beim Ausgang. – Nachdem verschiedentlich Leute in bzw. durch diese Glaswand gerannt sind, ist sie nicht etwa entfernt, sondern mit zwei roten Aufklebern markiert worden.

Wehe dem, der etwas liefern muss

Richtig interessant wird es da oben aber erst, wenn man als Lieferant kommt. Beispielsweise hat die «zs»-Redaktion die ehrenvolle Aufgabe, jeden Monat einige Hundert Exemplare dieser geschätzten Zeitung an geeigneten Stellen des Hönggerbergs aufzulegen. Ich muss sagen, wir haben schon mindestens fünf verschiedene Möglichkeiten ausprobiert, um die kürzeste Anfahrt und die kürzeste Tragstrecke herauszufinden. Die Versuche werden fortgesetzt.



Etwa ein Drittel der Geschossflächen im «Hilton» besteht aus Korridoren, Treppenanlagen und überdimensionierten Foyers.

Einmal musste ich beim Hilton-Hauswart drei Diaprojektoren samt etlichem Zubehör holen. Was ich dabei erlebt habe, ist jederzeit cabaretwürdig.

Schon die kreuzungsfreie Zufahrt vom Format eines Autobahnanschlusses hat's in sich. Kaum ist man mit 60 Sachen aus der Hauptstrasse ausgeschert, steht da mitten an der Auffahrtsrampe völlig unbeirrt ein allgemeines Fahrverbot zusammen mit etwa 15 Zeilen Kleingeschriebenem. Das an einer Stelle, an der beim besten Willen nicht an ein Anhalten zu denken ist, ans Umkehren schon gar nicht. Bald darauf folgt ein zweites kreuzungsfreies Anschlusswerk, dessen allereinziger Zweck in der Komplizierung der Verhältnisse und der Verwirrung der Fahrzeuglenker liegt.

Als dem Hilton-Haupteingang nächstgelegene Anfahrt habe ich eine Stichstrasse in Erinnerung, die von hinten her in das Gebäude heranführt, eine Art Avenue mit zwei richtungsgetrennten Fahrbahnen, breitem Grünstreifen dazwischen und einem Wendeplatz zuvorderst. Ehe man allerdings dahingelangt, muss man zuerst den halben Hönggerberg umrunden, aber dank der Vollklimatisierung stört das niemanden.

Duett mit dem Hauswart

Indessen gehe ich zu Fuss die 80 Meter um einen vorstehenden Gebäudeteil herum zum Haupteingang, und von dort geht's nochmals etwa soviel bis zum Büro des Hauswarts. Dann mit der ersten Projektorenladung die 160 Meter zurück zum Auto. Hier fällt mir jetzt auf, dass mein Auto ganze 5 Meter neben der Klause des Abwarts steht. Gleich daneben gibt es sogar ein kleines Türchen. Also wieder 160 Meter aussen herum und den Abwart gefragt, ob man den Rest nicht gleich da hinten hinaus . . . Nein, das kann man nicht. Er kann die Türe auch nicht öffnen, die Fenster erst recht nicht, weil vollklimatisiert.

Ich bin empört und beginne zu poltern: *«Da hat man eine Anlieferung und kann gar nicht direkt hinaus, sondern muss einen riesigen Umweg machen!» – «Das ist eben gar keine Anlieferung, die ist unterirdisch»*, werde ich orientiert. – *«Ja, was zum Kuckuck ist denn das da draussen?» – «Das ist eine Car-Vorfahrt, für Kongresse und so.»* – Ich bin baff. *«Könnten die paar Cars ihre Leute nicht an der Bushaltestelle aussteigen lassen?»* (Immerhin ist diese «Car-Vorfahrt» 2×5 Meter breit und 200 Meter lang; 100 Meter daneben liegt eine wirklich generös gemessene Buswendeschleife mit Wartehalle und allem Drum und Dran.) – *«Nein, die ist zu klein. Und hier können die Leute gleich unter dem Vordach aussteigen.» – «Aha, man hat an alles gedacht.»* Ich gebe mich geschlagen, obschon mir auffällt, dass unter dem so grossartigen Vordach gar kein Eingang ist, sondern eben 80 Meter um zwei Ecken herum daneben. – Der Abwart, in gediegener Portier-Livrée mit eingesticktem ETH-Monogramm, korrigiert mich, weise lächelnd: *«Ich würde es etwas anders ausdrücken: Man hat für alles eine Begründung gefunden.»*

Nachdem ich mich habe aufklären lassen, dass man die unterirdische Anlieferung ganz einfach mittels eines beleuchteten Wegweisers findet, klemme ich mein Material unter den Arm und trolle mich über die unvermeidlichen 160 Meter.

Unterirdisches

Ich möchte meine Irrfahrten auf der Suche nach der unterirdischen Anlieferung nicht beschreiben. Aber ich ahne dumpf die dramatischen Szenen, die sich abspielen müssen, wenn irgendein unbescholtener Chauffeur einem Fachverein zwei Kisten Bier zu liefern versucht.

PS:

Nicht gelästert habe ich jetzt über

- die fehlende Infrastruktur, so etwa die Unmöglichkeit, nach halb sieben etwas Warmes zu essen, vor und nach halb sieben Einkäufe zu erledigen oder in Fussdistanz ein Bier zu trinken
- die absolut ungenügenden öffentlichen Verkehrsbeziehungen und über das elende Theater, das seitens der ETH um die Benützung des Direkt-Pendelbusses gemacht wird
- die dafür jedem Studenten gratis zur Verfügung gestellten Autoeinstellplätze, von denen jeder etwa 20 000 Franken gekostet hat
- die teuerste Boccia-Bahn der Schweiz
- und vieles andere mehr

Beat Schweingruber

wo d'schtudänte anegönd...

Rest. «Weisser Wind»
Oberdorfstr. 20, Tel. 32 18 45
Räumlichkeiten für Feste und Anlässe (10–250 P.)
Preiswertes aus Küche und Keller
Fam. A. Fellmann

Tea-Room MAROKKO
Snackes günstige Tellergerichte
Spezialitäten zu jeder Tageszeit kalt und warm
F. Rieder-Harlander
Rämistr. 31, beim Bellevue vis-à-vis Parkhaus Hohe Promenade

Café «Studio»
gute Küche, angenehmer Aufenthalt
Hottingerstrasse 5
Zürich
Telefon 32 91 41

atelier
tea room
zähringerstrasse 24 zürich 1
tel. 32 44 80
Der Treffpunkt der Studenten

Tea-Room «Vogelsang»
Vogelsangstrasse 10, Tel. 28 90 30, 8006 Zürich
Annahme von Lunch-Checks.
Für Studenten 10% günstiger essen mit Vogelsang-Checks!
Täglich sehr preiswerte und reichhaltige Menüs.
Wir freuen uns, Sie begrüssen zu dürfen
P. und M. Tibau-Betschart

Preiswert und gut essen im
Rest. «Johanniter»
Niederdorfstr. 70
und Rest. «Gans»
Niederdorfstr. 88
abends ins
jazz-house «Picadilly-Circus»
mit internat. Spitzenorchestern wie Picadilly-Six, Harlem Ramblers usw.
Eintritt frei

M restaurant Stadelhofen
gut und preiswert

Schöner Wohnen's
Kafi Neumärt
Ecke Neumarkt/Obmannamtsgasse
Der gemütliche Treffpunkt mit ungezwungener Atmosphäre.
Entspannen Sie sich in unseren herrlich bequemen Polstern bei einem erfrischenden Trunk, einem himmlisch duftenden Kaffee oder bei einer unserer vielen speziellen Teesorten.
Man trifft sich – man sieht sich im **Neumärt!**

ZUR KANTOREI
8001 Zürich, Neumarkt 2
Telefon 47 99 62
Das gepflegte Restaurant für jedermann im Verbindungshaus der Zürcher Singstudenten
Michel und Ingrid Panchaud

Restaurant
«am egge»
Froschaugasse 15
8001 Zürich, Tel. (01) 32 13 33
Warme Küche von 11 bis 24 h
Günstige Preise

Unterstützen Sie uns! Auf Anfrage schicken wir gerne Zeitungsplakate oder Werbenummern (Tel. 01/47 75 30).

Ansprechende Auswahl
günstige Preise
finden Studenten in unseren Gastbetrieben

Mensa der Universität	Künstlergasse 10
Unibar	Universitätsgebäude
Erfrischungsraum	Institutsgebäude Freiestr. 36
Erfrischungsraum	Zahnärztliches Institut
Erfrischungsraum	Med.-vet. Institut im Kantonalen Tierspital
Olivenbaum	Stadelhoferstrasse 10
Frohsinn	am Hottingerplatz
Hotel-Restaurant Rütli	Zähringerstrasse 43

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften

Genossenschaft Polybuchhandlung

ETH-Zentrum HG F17, Rämistr. 101, 8092 Zürich
Öffnungszeiten 10.30–15.30 h, Tel. 32 62 11, int. 4299

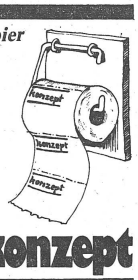
- **Mengenrabatt:** auf Sammelbestellungen geben wir folgenden Mengenrabatt: ab 10 Ex. 5%, ab 20 Ex. 10%, ab 50 Ex. 15%.
- **Bestellungen** können in der Polybuchhandlung, im SAB-Zentrum oder SAB-Hönggerberg abgegeben werden.
- **Lieferfrist** für deutsche Titel: 3 Tage bis 1 Woche/ für englische Titel: 10 Tage bis 3 Wochen.
- **Abholen** kann man einzeln bestellte Bücher in der Polybuchhandlung.

WIR KÖNNEN JEDES LIEFERBARE BUCH BESTELLEN!!

Aktionen:
- **Hönggerberg:** Anfang Dezember machen wir eine Ausstellung mit Fachbüchern des Werner-Verlags über Architektur und Bauwesen.
- **Weihnachtsbücher:** Wir haben für Euch eine kleine Auswahl Bücher zusammengestellt, die sich bestimmt ideal zum Verschenken eignen. Anschauen und kaufen könnt Ihr sie in der Polybuchhandlung.

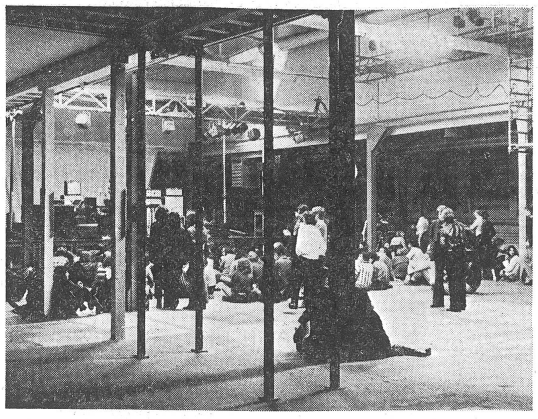
Sammelbestellungen machen Bücher billiger!

***Auch WC-Papier wird knapp! Sichern Sie sich Ihren monatlichen Anteil: Abonnieren Sie* das konzept**



Der «zürcher student» wird jeden Monat von 17 000 angehenden Akademikern sowie Assistenten, Dozenten und wissenschaftlichen Mitarbeitern beider Hochschulen gelesen.

Moderne Aus- und Weiterbildung
Audio-visuelle, vollprogrammierte Kurse
Individuelle Betreuung; keine Klassen
• Buchhaltung • Steno Deutsch + Englisch • Maschine-Schreiben + Briefgestaltung • Sprachen
Beginn jetzt. Freie Wahl der Kursstunden 8–20 h
01/27 15 00 SIGHT + SOUND
8001 Zürich, Üsteristrasse 19/Löwenplatz



Der dritte Versuchsbetrieb in der «Roten Fabrik»

Erfahrungen mit Thearena

Thearena ist sowohl eine Utopie (wenn das grosse Wort hier erlaubt ist) als auch eine auf drei Monate befristete Wirklichkeit. Nach zwei auf vierzehn Tage zusammengedrängten Veranstaltungsfolgen im Spätsommer 1974 und 1975 in einem Zelt, das in der Innenstadt aufgestellt war, eröffnete Thearena Mitte September dieses Jahres ihren dritten Versuchsbetrieb in den ehemaligen Fabrikräumen der Standard Telephon & Radio AG an der Seestrasse 395 in Wollishofen. Am 18. Dezember wird mit einem Schlussfest auch dieses dritte und aufwendigste Thearena-Experiment zu Ende gehen – hoffentlich mit günstigen Folgen für die Zukunft.

Vor etwa vier Jahren hatte die Stadt die Liegenschaft der Standard-Fabrik gekauft. Ursprünglich war vorgesehen, das ans Seeufer angrenzende Terrain zu einem öffentlichen Park umzugestalten und in diesem Zusammenhang die «Rote Fabrik» abzureissen. Inzwischen hält der Heimatschutz die 19.-Jahrhundert-Fassade für erhaltenswürdig, und die SP 2 hat eine Initiative ausgearbeitet, in der verlangt wird, die Zürcher Bevölkerung darüber abstimmen zu lassen, ob im Wollishofer Fabrikareal ein Freizeit- und Kulturzentrum als stehende Einrichtung betrieben werden soll. Mit dieser Abstimmung, die vielleicht im nächsten Jahr vors Volk kommt, ist das weitere Geschick der Thearena eng, wenn auch nicht auf Gedeih und Verderb verknüpft.

Was will Thearena?

Die Thearena-Idee geht auf eine Initiative des Schweizerischen Werkbundes (SWB) und der Präsidialabteilung der Stadt zurück. Die theoretische Zielsetzung ist in wenigen Worten zu umschreiben.

In der Wortbildung «Thearena» sind die Begriffe «Theater» und «Arena» zusammengezogen. Theater wird im weitesten Sinn verstanden als Ort, an dem nicht einfach «Bühnenstücke», sondern auch Experimente mit den verschiedensten gestalterischen Mitteln, auch offene Proben, improvisierte Rollenspiele, Selbstdarstellungen von Gruppen und Minderheiten sich ereignen können. «Arena» assoziiert man mit «Kampf». Gemeint ist die geistige Auseinandersetzung, das Aufeinanderprallen gegensätzlicher Auffassungen in Diskussionen und Round-Table-Gesprächen, an denen das Publikum teilnimmt.

Thearena versucht Kultur (im weitgespannten Sinn des Wortes) zu *demokratisieren* und *neue Wege der Kulturvermittlung* zu erproben. Das heisst im besonderen, dass sie das im allgemeinen passiv bewundernde Publikum zum Mitdenken, Mitreden, Mittun, also zur eigenen Kreativität anregen will. Demokratisierung heisst zweitens, dass die vielen offiziellen Kulturveranstaltungen anhaftende Feierlichkeit, dass «Schwellenangst» und «Ritual» abgebaut werden sollen. Schliesslich versteht sich Thearena *pluralistisch*. Es soll grundsätzlich jede Meinung, jede weltanschauliche und politische Richtung zum Zug kommen. Gegenwärtig sind folgende Personen als Programmgestalter und Organisatoren für die Thearena-Veranstaltungen verantwortlich: Gerold Assfalk (bauliche Aufsicht), Remo Galli, SWB (Koordination, Einrichtung), Ursula Hiestand (Werbung, Nachmittagsveranstaltungen für Kinder und Erwachsene), Christoph Vitali, Präsidialabteilung (Theater), Peter K. Wehrli (Literatur), Hans Wüthrich, Musikkooperative Schweiz (Musik), und der Schreibende (bildende Kunst, Gesellschaftliches). Dazu kommen etwa dreissig freiwillige Helfer; sie und vier fest angestellte Personen ermöglichen einen geordneten Betrieb.

Die oben erwähnge Liste, in der einzelne Verantwortliche bestimmten, traditionellen Kulturbereichen zugeordnet werden, könnte den Eindruck erwecken, dass in der «Roten Fabrik» im Grunde doch alles beim alten bleibe. Vielleicht werden solche Bedenken zerstreut, wenn ich, leicht gekürzt, die Programmvorschau für einen beliebigen Thearena-Tag, nämlich für Samstag, den 27. November, folgen lasse:

14.00 Uhr:

Leserzeitung: Generalversammlung
Sich ausdrücken nach Musik
Schallarena

14.30 Uhr:

Wir zeichnen und malen für die Kranken (Kinderveranstaltung)
Gruppengespräche für Erwachsene (Probleme im Alltag)

15 und 20.30 Uhr:

Filmpodium: «The Perils of Pauline» (USA 1913/14), Stummfilmklassiker, Regie: Donald Mackenzie

20.30 Uhr:

Kritische Musik-Revue
«Es fragt sich nur», sagte Goggenmoggel, «wer der Stärkere ist, sonst nichts.» Ausführende: Mixt Media Basel

Zum Stichwort Demokratisierung

Die Stadt Zürich gibt für Kultur im Jahr über 50 Millionen aus, davon verwaltet die Präsidialabteilung 21 Millionen. Das heisst, dass jeder einzelne um rund 150 Franken zum kulturellen Geschehen Zürichs beiträgt, wenn man die (schwindende) Zahl der Stadtbewohner auf 389 000 ansetzt. Dem steht gegenüber, dass nur rund 5 Prozent der Bevölkerung – also ein Bildungsbürgertum wie vor hundert Jahren – an den Veranstaltungen der grossen Kulturinstitute (Opernhaus, Schauspielhaus, Tonhalle, Kunsthaus usw.) teilnimmt. Demokratisierung der Kultur hiesse also auch neue Bevölkerungsschichten gewinnen, die bis jetzt am kulturellen Leben zwar mitzahlen, aber nicht an ihm teilhaben. Die erwähnten grossen Institute sind gleichzeitig die grossen Nutzniesser des Zürcher Kulturbudgets. Das Opernhaus zum Beispiel erhält jährlich 22,5 Millionen, das Schauspielhaus 10 Millionen.

Den fest den Kulturinstituten zugeteilten Subventionen stehen nur 1,7 Millionen gegenüber, mit denen unter anderem auch ein Unternehmen wie die Thearena gefördert werden kann. Man darf diese bescheidene Summe nur sehr bedingt als *«ungebundenen Kredit»* bezeichnen, da mit ihr zum Beispiel Kunststipendien, das Musik- und Literaturpodium, Altstadtbelebung, Aktivitäten der Quartiervereine und vieles andere bestritten wird. Diese 1,7 Millionen sind nur insofern «nicht gebunden», als mit ihnen Trägerschaften gefördert werden, die vom Gemeinderat *nicht* zur Subventionierung bestimmt sind. Die Tatsache bleibt also bestehen, dass spontane, nicht etablierte kulturelle Aktionen und Veranstaltungen, etwa von ad hoc gebildeten Gruppen, nur schwer ans Geld kommen. Das kulturelle Leben Zürichs wäre also, wenn es nach der Budgetverteilung ginge, weitgehend mit dem identisch, was die ehrwürdigen, subventionierten Institute anzubieten haben. Für das Experiment, für das nicht schon langjährig Bewährte bleibt wenig Raum.

Thearena hat für ihren dreimonatigen Versuchsbetrieb bei oft vier bis fünf Parallelveranstaltungen täglich die sehr beschränkte Summe von etwa 120 000 Franken zur Verfügung. Davon kommen 110 000 Franken aus der Stadtkasse (60 000 Franken aus dem ordentlichen Kredit, 50 000 Franken Nachtragskredit). Mit anderen Worten: Die Produzierenden, Programmgestalter und Organisatoren werden für ihren Einsatz mit Spesenvergütungen und bescheidensten Entschädigungen abgefunden.

Entfeierlichung der Kultur

Die beiden vorausgehenden Experimente im Spätsommer 1974/75 entsprachen schon im äusserlich Architektonischen der Thearena-Idee: Die grossen Zelte auf dem Schiffländeplatz und dem Münsterhof standen zeichenhaft für Improvisation, «Lässigkeit» und Bereitschaft zum Risiko. Mitten in der Innenstadt, also an Passantenlage, zogen sie wirklich Leute an, die sonst der Kultur eher fernbleiben. Den ganzen Abend durch herrschte ein reges Kommen und Gehen, wozu auch der Nulltarif einlud. Als grosser Nachteil muss aber die Lärmempfindlichkeit hervorgehoben werden: Der Strassenverkehr störte die Produzierenden und Zeltbesucher; anderseits war der Lärm, welchen die Veranstaltungen verursachten, für die umliegenden Bewohner nicht immer leicht erträglich.

Thearena in der «Roten Fabrik» in einem Randquartier der Stadt hat nicht jene Vorteile des Standorts. Auch muss bei dem anspruchsvolleren Programm, das über eine weitaus längere Versuchszeit durchgehalten wird, ein kleines Eintrittsgeld erhoben werden (1 Franken nachmittags, 5 Franken abends). Dennoch wird die «Rote Fabrik» nach Überwindung der Anfangsschwierigkeiten im Durchschnitt von 300–400 Personen täglich besucht. Sie können – was im Zelt nicht zu bieten war – meistens unter vier bis fünf Darbietungen wählen, durch Kunst- und Photoausstellungen schlendern oder an über einen längeren Zeitraum dauernden Kursen (z. B. Instrumentebau, «Musik und Bewegung», Creative Writing) teilnehmen. Und sie können nicht zuletzt in der Thearena-«Beiz» sich entspannen und sich näher kennenlernen.

Fritz Billeter

Hans Huber
ein Synonym für Medizin und Psychologie

Hans Huber
Buchhandlung für Medizin und Psychologie

Zeltweg 6
beim Schauspielhaus
01 34 33 60

Ladenöffnungszeiten:

Montag–Freitag 08.30–18.30 durchgehend
Samstag 08.30–12.30

Ausstellung im Wartsaal Bahnhof Zürich-Stadelhofen

Diese Galerie gehört dem Publikum

Wartsäle machen gewöhnlich einen ziemlich trostlosen, verlassenen Eindruck. Anders war es vom 24. November bis zum 5. Dezember im Bahnhof Zürich-Stadelhofen: eine Ausstellung des Eisenplastikers Iwan Pestalozzi gab SBB-Reisenden, «professionellen» Wartsaalbenützern und Passanten Gelegenheit, in der ungewohnten «Galerie» mal vorbeizuschauen und die eine oder andere von Pestalozzis «Maschinen» zu betätigen. Der folgende Artikel geht nicht so sehr auf den (politischen) Gehalt der mechanischen Wunderwerke ein; Bruno Diem fragt vielmehr nach der Besonderheit dieser Wartsaal-Ausstellung gegenüber denjenigen in der gediegenen bis sterilen Atmosphäre von Galerien und Museen. Red.

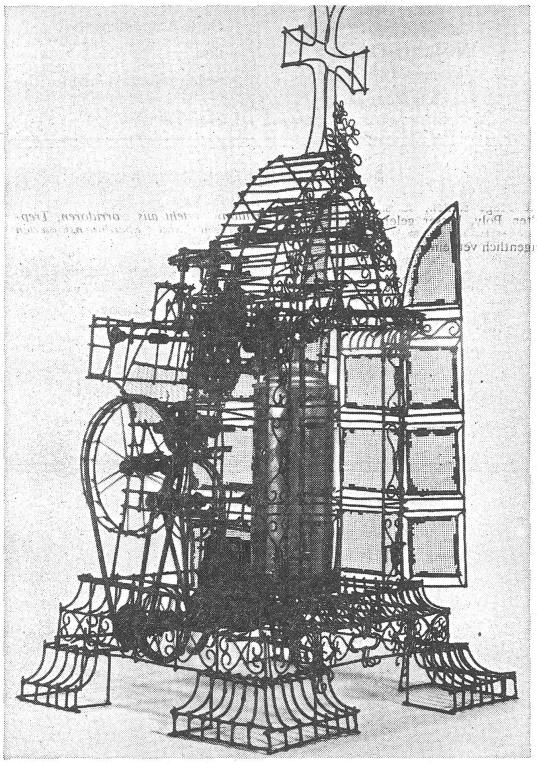
Der «Wartsaalkünstler» Iwan Pestalozzi (1937) hat nach einer Handwerkerlehre die Akademie der bildenden Künste in Stuttgart besucht, sich autodidaktisch weitergebildet und ist seit 1964 vorwiegegend als freischaffender Eisenplastiker tätig. Ausser durch mehrere Ausstellungen ist Pestalozzi insbesondere durch die «Erfindung» des «Lozzi-Wurms» hervorgetreten, jenem buntfarbigen Röhrensystem, das auf Spielplätzen dem Vergnügen der Kinder dient.

In der Ausstellung im Wartsaal (Raucher) des Bahnhofs Stadelhofen zeigt Pestalozzi insgesamt 14 Plastiken, wovon zehn «Spielmaschinen» und vier unbewegte Objekte.

Objekte: Vom Luftschloss zur Abdankungsmaschine

Diese vier «Unbewegten» gehören eher einer früheren Schaffensperiode an: Es sind *wahrgemachte Träume.* Etwa: das Luftschloss; ein wunderliches, skurriles Schloss mit Zinnen und Türmchen, dessen einzelne Elemente aus feinem Draht gebogen und mittels Hartlötung zusammengefügt sind. Der Besucher vermeint, dieses Schloss, wenn es in der Ausstellung von der Decke hängt, auf den Wolken davonschweben zu sehen.

Die Mehrzahl der neueren Werke (1975 und v. a. 1976) aber sind «Spielmaschinen», die vom Besucher selber in Betrieb genommen werden können: Seifenblasen-Blasmaschine, Abdankungsmaschine, Applausmaschine, Drehörgeliwecker, Fourchette (Kugelrollbahn), Börsolette oder die Tritt-in-Arsch-Maschine. Vor dem Bahnhof macht Play-Boy III die Passanten auf die Ausstellung aufmerksam.



Diese Abdankungsmaschine erinnert an einen italienischen Friedhof: Der Eingang zu einer Kapelle mit «schmiedeeisernem» Tor, Verzierungen, Blumenmustern – auf Knopfdruck öffnen sich die Türflügel langsam, und aus einer Spraydose wird «Weihrauch» abgelassen.

Die meisten ausgestellten Werke sind also «Maschinen», sie können betätigt werden. Der «Kunstgenuss» beschränkt sich hier nicht, wie üblich, auf das Sehen.

Im Gegensatz zu «Heureka» von Tinguely (im Park Zürichhorn), die nur zu bestimmten Zeiten «arbeitet», und dem Zugriff des Betrachters entzogen ist – diesem bleibt das Staunen –, sind Pestalozzis Werke eher erfassbar, in ihrem technischen Ablauf durchsichtiger und weit weniger monumental.

Inwiefern nun unterscheidet sich diese Wartesaalausstellung von einer anderen im Kunsthaus oder in irgendeiner Galerie?

Ausstellungsort: ohne Schwellenangst in den Wartsaal

Der Normalverbraucher erwartet beim üblichen Kunstgenuss etwa folgende Beigaben in Museum oder Galerie: imposantes Gebäude, Eintritt (5 Fr.), Katalog (nochmals 5 Fr.), livrierte Museumsdiener, absolute Ruhe (höchstens mal ein Flüstern oder Rascheln), ernste, dem Kunstgenuss ergebene Gesichter (die bereits den Profi ahnen lassen); und beim Zusammentreffen mit einer geführten Gruppe spürt er einen kleinen Stich, das Gefühl, angesichts der tiefschürfenden Erklärungen ein kulturell Minderbemittelter zu sein – einfach ein Werk anzusehen und es gut/schön oder weniger schön zu finden. In Galerien pflegen Spannteppiche nebst blonder Aufsicht vorhanden zu sein. In jedem Fall fehlt der Künstler – der ist für die zur Vernissage geladenen Sachverständigen reserviert.

Und nun geht ein Künstler hin und wählt einen SBB-Wartsaal als seine Galerie. Mit seiner ganzen abgenutzten Schäbigkeit, Verrauchtheit, dem Lärm von Tram, Forchbahn, Goldküstenexpress und Strasse. Der Künstler verzichtet auf die gediegene Atmosphärezugunsten eines Publikums, wie es in seiner Gemischtheit sich wohl nie in einer Galerie einfindet. Mehr: Pestalozzi geht nicht nur zum Publikum – mir scheint, durch diese Wahl des Ausstellungsortes macht er viele erst zu seinem Publikum. Denn: *diese* «Galerie» gehört ja bereits den Passanten; der Eintritt ist seit je frei für jedermann. So braucht niemand eine Schwellenangst zu überwinden, sich einen «Ruck» zu geben; der Wartsaalbenützer findet sich mitten in der Ausstellung, bevor er sich dessen bewusst wird.

Präsentation: Sehen statt Lesen

Ähnliche Ausstellungen, z. B. die Kükelhaus-Ausstellung im Kunstgewerbemuseum (Sommer 1976), zeichnen sich oft aus durch die starke Betonung einer Bildungsabsicht. Das äussert sich dann so, dass vom folgsamen Besucher erwartet wird, dass er zu jedem Objekt (mindestens) ein Plakat mit Gebrauchsanweisung, historischem Beschrieb sowie Philosophie liest. Damit sei nichts gegen diese Art der Präsentation gesagt aber: wer hält diesen Stress voll durch? Sitzgelegenheiten sind rar, die Schrift verschnörkelt, und zur Entzifferung ist manchmal ein Kopfstand nötig. Überdies wird zwar das Wissen des Besuchers bereichert, aber doch recht passiv.

Bei Pestalozzi gibt es keine langen Anschläge mit Erklärungen; seine Kunstwerke erklären sich zu einem grossen Teil von selbst. Es gibt keine Werke mit Namen wie «Komposition III» oder «XYZ 1975»; nein, die Benennung der Plastik sagt etwas darüber

Fortsetzung auf Seite 6

Kultur auf dem Abstellgeleise

Ein Zukunftsprojekt von Pestalozzi läuft unter dem Titel *«Kultur auf dem Abstellgeleise»:* ein Zug (Tiefladewagen für Plastiken, weissgestrichene Güterwagen für Bilder, Kleintheater, Musik usw.) auf den Abstellgeleisen schweizerischer Bahnhöfe!

Adresse: Iwan Pestalozzi, Binz/Maur, Tél. (01) 95 08 76.

Diese Galerie ...

Fortsetzung von Seite 5

aus, was sie soll. Über die Benennung wird so jedes einzelne Werk dem Publikum zugänglich; es wird kein bestimmtes Kunstverständnis vorausgesetzt. Es handelt sich nicht um Kunst für die Eingeweihten, sondern für jedermann. Diese Ausstellung ist eine Sehausstellung und nicht eine Leseausstellung.

Kontakt mit dem Künstler

Es scheint mir einmalig zu sein, dass der Künstler – ausserhalb der Vernissage – in einer Ausstellung seiner Werke anwesend ist; Pestalozzi hütet und wartet seine Werke meistens selber, er sucht das Publikum nicht nur an der Vernissage. Dadurch besteht für jeden zufälligen Besucher die Möglichkeit, seine Fragen zu stellen, seine Kritik oder Anregung anzubringen.

Kollektives Erleben: Zusammen «den Plausch haben»

Kunstgenuss in Museum und Galerie pflegt individueller Natur zu sein. Hier, im Wartsaal, wird demonstriert, dass es auch anders geht.

Die «Maschinen» zaubern ein amüsiertes (manchmal ein erstauntes) Lachen auf die Gesichter und regen zu Bemerkungen an. Nicht nur ich, sondern auch der andere lacht: Der Kontakt zum Mitbesucher ist hergestellt – und zur Anknüpfung des Gesprächs ist es nicht mehr weit. Ich habe noch nie eine Ausstellung besucht, die so viel zur Kommunikation unter den Besuchern beigetragen hat, wie diese.

Überhaupt: das Publikum allein war schon einen Besuch wert; alle waren vertreten: Schüler, Wirtshausgänger, Frauen nach dem Einkauf, Obdachlose, SBB-Benutzer, und alle scheinen «den Plausch» zu haben. Der Künstler hat wirklich seine Werke dem Publikum «in den Weg gelegt»; einem Publikum, das den Weg ins Kunsthaus sicher nicht so oft unter die Füsse nimmt. Dass Pestalozzi hier weniger an ein Zielpublikum mit dicken Brieftaschen gedacht hat (Galerie) als an vor Staunen offene Kindermünder und lachende SBB-Benutzer, ist nicht selbstverständlich – und hat ihm sicher nicht nur meine Sympathie eingebracht.

Iwan Pestalozzi und der SBB-Kreisdirektion Zürich ist zu danken, dass diese Ausstellung zustande gekommen ist. Hoffentlich greifen die SBB diese glückliche Idee auf und versuchen vermehrt öde, trübe Wartsäle durch die Beherbergung von Kunst zu einem Treffpunkt zu machen.

Assistenten assistiert uns!

Seit Jahren liest du den «zürcher studenten». Seit Jahren findest du darin Interessantes und Belangloses, Kurz- und Langweiliges, An- oder Aufregendes. Vielleicht hat dich der «zs» mitunter sogar geärgert, vielleicht warst du schon froh, dass mindestens er «es sagte».

Die Produktion einer Zeitung wie des «zs» ist in den letzten Jahren immer teurer geworden. Mit den Beiträgen der Studenten aber muss sparsam gehaushaltet werden. Und mit einem kleinen Teil davon wurde schliesslich bisher der «zs» finanziert. Wir glauben, dass der «Mittelbau» bereit ist, sich mit dem «Unterbau» solidarisch zu zeigen. Wir sind überzeugt, dass auch er die Arbeit, die hinter der Herausgabe einer Studentenzeitung steckt, schätzt. Deshalb unser Aufruf:

Bezahle dem «zs» einen Solidaritätsbeitrag!

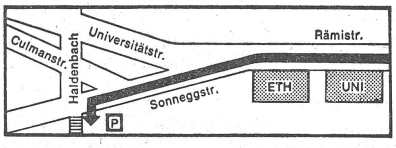
Unser Postscheckkonto:

80-35598

Vermerk: «Beitrag Assistent ZH» auf der Rückseite des Abschnitts anbringen.

Taschenbücher Paperbacks Mittelschulbücher

Sonnegg 29



Taschenbuch-Antiquariat Fotokopien

19 Sonnegg

Tel. 34 07 88 **Geöffnet: 9.00–12.15 und 13.15–18.30**

COPY-CORNER

FOTOKOPIEN UND DRUCKSERVICE

Seilergraben 41, 8001 Zürich
Tel. 01/32 49 34, PC 80-27780

FOTOKOPIEN AUF NORMALPAPIER
(xerographisches Verfahren)

20 Rappen/Stck.

mit **LEGI** — **15** Rappen/Stck.

Schnelldruck (ab einer Vorlage)

	1seitig	2seitig
30 Ex.	4.50	9.—
50 Ex.	5.50	10.50
100 Ex.	7.50	14.50
200 Ex.	15.—	28.—
300 Ex.	21.—	38.—
350 Ex.	23.—	42.—
400 Ex.	25.50	44.50
500 Ex.	28.—	52.—
1000 Ex.	40.—	73.—

ÖFFNUNGSZEITEN
MO–FR 08.30–18.30
SA 10.00–13.00

Ibico-Spiralbindung pro Buch 2.50–4.50

Ihr Brillenspezialist für Augenoptik + Kontaktlinsen

Welcho-Optik
Welchogasse 4
8050 Zürich
Telefon 01/46 40 44

gewährt Studenten

20% Rabatt

auf Brillen

10% Rabatt

auf Sonnenbrillen, Feldstecher, Höhenmesser, Lupen und Kompasse

Harte Kontaktlinsen

und

weiche Kontaktlinsen

Preise auf Anfrage

Lehrbücher und Fachbücher für

Technik, Betrieb und Wirtschaft

Alle Neuerscheinungen in unseren Fenstern

Abonnements auf jede Zeitschrift: Tel. 34 80 48

Buchhandlung zum Elsässer

Arnold & Stamm AG. 8001 Zürich
Limmatquai 18. Tel. (01) 47 08 47/32 16 12

«das konzept» gibt gratis eine Liste von Ärzten ab, die die Verordnung von Empfängnisverhütungspillen auch an unverheiratete Frauen oder Mädchen liberal handhaben. «das konzept» kann Ihnen auch Ratschläge und Adressen für noch aussichtslosere Fälle geben. Schriftliche Anfragen an: «das konzept», Rämistr. 66, 8001 Zürich. Frankiertes und adressiertes Antwortcouvert bitte nicht vergessen.

BUCHHANDLUNG HEINIMANN & CO.
vorm. Hans Raunhardt

8001 Zürich, Kirchgasse 17, beim Grossmünster,
Tel. (01) 32 13 68/69

Die Fachbuchhandlung für

Medizin – Psychologie
Recht – Ökonomie
Architektur

mit der grossen Tradition. Individuelle Bedienung und Beratung. **Juristisches Antiquariat.**

BÜCHER-BAZAR

Der Bücher-Bazar lässt Sie mit Ihren Geschenksorgen nicht im Stich

In unserem vielfältigen Angebot finden auch Sie Ihre Weihnachtsgeschenke zu **kleinen Preisen.**

Bücher-Bazar, Mühlegasse 13 (Nähe Zentralbibliothek) 8025 Zürich, Tel. 34 08 84

Öffnungszeiten: Montag–Freitag 9–18.30 Uhr/Samstag 10–16 Uhr

Perfektes SCHREIBEN von Dissertationen und Semesterarbeiten (deutsch, franz., englisch) mit IBM-Kugelköpfen UND DRUCK in Offset A4 oder A5, günstig und rasch durch

VERVI GMBH, TELEFON 36 67 62
Brandschenkestr.6, 8002 Zürich 1

MAGI'S JEANS SHOP

Jeans à gogo ...
aus Eigenfabrikation und diverse bekannte Marken

Auswahl an Rund- und Tweedhosen in vielen modischen Farben. Unisex.
Pullis, Jacken, Hemden und Accessoires.

10% Rabatt für Studenten

Weinbergstrasse 15
8001 Zürich, Telefon 01 34 94 43

Büchervertrieb der Studentenschaft
Hirschengraben 48, 8001 Zürich,
Tel. 34 62 02; offen 11.30–16.30 Uhr
Alle Bücher unter dem Ladenpreis!

Gruppendynamische Klausurtagungen

Wochenenden, langlaufende Studien- und Balintgruppen

Verlangen Sie den ausführlichen Prospekt:

GAG Gesellschaft für Analytische Gruppendynamik Arbeitsgemeinschaft Schweiz
Wangenerstr. 5
8307 Effretikon Tel. (052) 32 51 68

Studentenpreise! Wissen Sie, dass wir Spezialisten sind für

DISSERTATIONS-DRUCK

(auch SEMESTERARBEITEN, SKRIPTEN, BROSCHÜREN UND BÜCHER)

und deshalb besonders vorteilhaft, qualitativ hochstehend und schnell arbeiten. Wir erledigen auch zuverlässig alle administrativen Umtriebe gratis für Sie.

Für Schreibarbeiten haben wir gute Empfehlungen.

Eine Anfrage lohnt sich auf jeden Fall. Wir stehen Ihnen für alle Auskünfte mit fachmännischer Beratung zur Seite.

DRUCKEREI SCHNEIDER, Asylstrasse 144, 8032 Zürich, Tel. (01) 53 69 33

nova Buchhandlung

Glockenhof
Sihlstrasse 33
8001 Zürich
Telefon 01 23 39 86

Briefadresse
Postfach
8021 Zürich

Der neue Name verpflichtet

Grosse Auswahl an Novitäten aus allen Wissensgebieten – schnuppern Sie ungestört im umgebauten Laden!

Maschine-Schreiben + Briefgestaltung

Ein Kurs für jedermann Beginn jetzt
Freie Wahl der Kursstunden 8–20 Uhr
Schneller und besser mit dem System
01/27 15 00 SIGHT+SOUND
8001 Zürich, Üstenstrasse 19/Löwenplatz

BÜCHER

für Ihr Studium aus allen Wissensgebieten

Theologie
Philosophie
Psychologie
Rechtswissenschaft
Sozialwissenschaft
Sprachwissenschaft
Geschichte und Politik
Medizin
Mathematik
Technik

Verlangen Sie bei Ihrem Buchhändler die ausführlichen Verzeichnisse

VANDENHOECK + RUPRECHT
GÖTTINGEN + ZÜRICH
Zweigniederlassung: Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich

Vorlesungskritik – Was sie sein wollte und was daraus wurde

Mehr als Nörgelei unter Leidensgenossen

Vor acht Jahren wurde im «zürcher student» über mehrere Nummern eine ausgedehnte Diskussion zum Thema Vorlesungskritik geführt. Es beteiligten sich daran Dozenten, Assistenten und Studierende. Unmittelbar darauf wurden einige Kritiken von Vorlesungen veröffentlicht. Die Diskussion zu diesem Thema ist seither zunehmend verstummt. Wir möchten jetzt die Stille unterbrechen, dies nicht weil wir eine heilige Kuh der Alma mater, die Vorlesung, auf dem Opferaltar der Reformen schlachten wollen, wie es Ängstliche aus dem Begriff Vorlesungskritik schliessen könnten. – Nein, wir wollen nur den Studenten und die Studentin, die sich in die Vorlesung setzen, diese konsumieren und anschliessend mit den Notizen nach Hause verschwinden, auffordern, ihre Haltung und Einstellung zur Vorlesung und zum Studium jetzt noch einmal gründlich zu überdenken. Wir möchten sogar alle Studenten auffordern: Jeder Vorlesung ihre Kritik! KStR

Bevor wir allerdings dieses Postulat aufstellen, müssen wir begründen, weshalb eine Vorlesungskritik notwendig ist, und untersuchen, welche Erfahrungen mit ihr gemacht wurden und wie die heutige Situation einzuschätzen ist.

Ein Votum für die Vorlesungskritik

Eine Vorlesung zu kritisieren, ist das denn sinnvoll? Haben nicht die Dozenten jahrelange Erfahrung gesammelt, wie sie ihren Schülern ihre Anliegen am besten nahebringen müssen? Werden

mit der Vorlesungskritik nicht Fronten geschaffen, die den Betrieb nur stören?

Nein, alle Gegner einer Vorlesungskritik, die mit diesen oder ähnlichen Argumenten ins Schlachtfeld ziehen, sollten sich merken:

- Konfliktstoff wird immer dort angehäuft, wo kein Dialog stattfindet. Unlösbare Konflikte und Fronten entstehen demzufolge auch dort, wo der Dialog zu lange auf die lange Bank geschoben wurde. Die Gesprächspartner sind nicht mehr darin geübt, ein Gespräch zu führen, geschweige denn einen Konflikt in einem positiven Sinn auszutragen.

So ist es auch im Lehrbetrieb der Universität. Studenten, die sich nicht artikulieren, stören den Prozess, den der Dozent für die Verbesserung seiner Vorlesung braucht, empfindlich, ja es kann so weit kommen, dass gerade deshalb Fronten entstehen, weil Unstimmigkeiten nicht rechtzeitig gemeldet und bemerkt wurden. Wollen Dozenten, auch solche mit langer Erfahrung, eine gute Vorlesung anbieten, so sind sie darauf angewiesen, einmal gemachte Erfahrungen dauernd neu zu überprüfen. Ob es ihnen aber gelingt, ihre *eigene Vorlesung* wirklich in Frage zu stellen, ist zweifelhaft. Besser und einfacher ist es wohl, wenn sie dazu das «Publikum» einbeziehen.

- Natürlich ist die Vorlesungskritik ein Angriff auf das auch heute noch herrschende paternalistische und unpolitische Klima und auf die hierarchische Ordnung an der Hochschule, aber die wissenschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung zwingt der Universität ein neues Tempo auch *ihrer* Entwicklung auf. Für die dazu notwendigen permanenten Reformen sind neue Mittel und Methoden notwendig. Es bieten sich an: «Bildungsplanung» von ein paar wenigen «Technikern» auf der einen Seite – diese entwickeln sich sehr bald zu sogenannten «Technokraten», die in ihrer Arbeit unkontrollierbar sind – und intensive Diskussion aller Beteiligten auf der anderen Seite. Welche von diesen beiden Varianten wir Studenten vorziehen müssen, ist eindeutig: Als Betroffene wollen wir auch mitsprechen, dafür müssen wir aber etwas tun, zum Beispiel Vorlesungen sinnvoll kritisieren.

Die Vor-lesung

Ist die Vorlesung eine Vor-lesung? Liest der Dozent seit mehreren Semestern aus dem gleichen Skript? – Wir schlagen vor, dass diese Art von Vorlesung sofort abgeschafft wird, damit sich eine Kritik auf Verbesserung von Vorlesungen beschränken kann.

Als Ersatz für Vor-lesungen schlagen wir vor: den Stoff in Skripten den Studierenden nach Hause zu geben und anstelle der Vor-lesung ein Repetitorium abzuhalten.

Dozenten erheben vielleicht den Anspruch, mehr zu bieten als eine Vorlesung, etwa Beteiligung der Hörerschaft an einer Theoriebildung, Einblick zu geben in ihr wissenschaftliches Schaffen und Forschen, das noch nicht «druckreif» ist und nirgends nachzulesen sei, den Studierenden ihr Wissenschaftsgebiet zu öffnen usw.

Eine ausführliche Analyse der verschiedenen Vorlesungstypen kann hier aus Platzgründen nicht dargelegt werden. Etwas aber ist für die meisten Fälle sicher: Der Dozent hat das erste und das letzte Wort!

Die Kritik

Wir haben verschiedene Studenten und Studentinnen gefragt, wie sie eine Vorlesungskritik angehen würden. Dabei ergaben sich folgende Fragen:

- Orientiert sich die Vorlesung an dem angestrebten (Aus-)Bildungsziel? – Diese Frage kann auf das individuelle oder allgemeine Ausbildungsziel ausgerichtet sein. Ihrer Beantwortung müssen grundsätzliche gesellschaftspolitische Überlegungen vorausgehen. Studierende, die sich diese Frage stellen, können sie ebenfalls nicht isoliert auf eine einzelne Vorlesung richten, sie müssen den ganzen Lehrbetrieb einbeziehen.
- Ist die Vorlesung auf die Prüfungsanforderung abgestimmt?
- Ist sie dem Stoff und der Stufe angepasst?
- Bestehen Bezüge zu anderen Wissensgebieten?
- Widerstehen die Aussagen einer inhaltlichen Kritik?
- Steht der Dozent an der Forschungsfront? Bezieht er die Hörerschaft in seine aktuelle Forschung ein?

Diese und ähnliche Fragen befassen sich mit dem *Studienmodell.*

Zur *Studiensituation,* die natürlich nicht nur vom Vorlesungsbetrieb bestimmt wird, ergeben sich Fragen wie:

- Sind äussere Form der Vorlesung und didaktische/rhetorische Fähigkeiten des Dozenten optimal?
- Ist der Hörsaal genügend gross, so dass alle Studierenden, die die Vorlesung besuchen müssen, darin Platz finden könnten?

Lern-, Lehr- und Forschungsfreiheit

Die Lern-, Lehr- und Forschungsfreiheit gehören zu den traditionellen Inhalten der bürgerlichen Universitäten. Diese Freiheiten sind heute aber beträchtlich eingeengt.

Die *Lernfreiheit* ist für den Studenten die Freiheit, an die Universität zu gehen oder nicht. Er kann meistens die Universität auswählen, die Wahl des Studienfaches ist ebenfalls frei. In einem schlechten Fall entschliesst er sich dann für die Freiheit, während einer sogenannten Normalstudiendauer sich in einem vorgeschriebenen Studienplan mit mehr oder weniger Eifer auf eine bestimmte Prüfung vorzubereiten. Im besten Fall ist die Lernfreiheit die Freiheit aus einem bestimmten Angebot von Lehrveranstaltungen das auszuwählen, was dem Studienziel am nützlichsten ist. Die Lernfreiheit wird also von der Promotionsordnung und dem Lehrangebot eingeschränkt.

Die Lehr- und Forschungsfreiheit der Dozenten beginnt bei den Berufungen. Die Frage hier ist, ob ein qualifizierter Bewerber die Freiheit erhält, in einem definierten Wissenschaftsbereich zu forschen und im Rahmen der Promotionsordnung zu lehren. Denn mit der Wahl von Dozenten entscheidet man sich jeweils auch für den wissenschaftstheoretischen Ansatz und die Weltanschauung des Bewerbers, mindestens soweit sie den Lehrbetrieb berührt. Die Lehr- und Forschungsfreiheit soll ihn dann vor weiteren Eingriffen des Staates (und der Studenten) schützen. Deshalb ist es unrealistisch, an der Weltanschauung oder am wissenschaftstheoretischen Ansatz eines Dozenten etwas ändern zu wollen mit einer Vorlesungskritik. Diese Frage müssten die Studierenden bei den Berufungsverfahren mitentscheiden.

Wenn schwerwiegende ideologische Differenzen bestehen, können die Studierenden Transparenz schaffen über den wissenschaftstheoretischen Ansatz und ihre Mitstudenten und Studentinnen auf alternative Ansätze aufmerksam machen.

Der Dialog

Die für eine Kritik relevanten Fragen müssen beantwortet werden. Die Antworten sollten allerdings nicht verschwommen in den Köpfen der Vorlesungsbesucher bleiben oder in einem Nörgeln unter Leidensgenossen enden. Die Kritik sollte deutlich dem Dozenten gegenüber ausgesprochen werden; wird dies zu autoritär oder dogmatisch ausgeführt, so kann der Dialog allerdings von allem Anfang an zerstört werden.

Das Gespräch muss aber nicht in jedem Fall direkt mit dem Dozenten geführt werden. Die Studentenschaft hat auf den verschiedenen Ebenen der universitären Organisation Vertreter, die die Aufgabe als Gesprächspartner übernehmen können: die Fachschaftsvorstände oder Fakultätsausschüsse stehen immer in Kontakt mit den Dozenten.

Es haben sich auch schon andere Sprachrohre für die Artikulation einer Vorlesungskritik bewährt; zu erwähnen sind vor allem die Organe der Studentenschaft (Wobü, «zs») und Flugblätter.

Erfahrungen der vergangenen Jahre

Die gesammelten Werke der Vorlesungskritik Bände Jahrgang 1968–76 umfassen nicht nur Jauchzer wie: «Endlich hat Prof. XY die Vorlesung neu aufgebaut! Jetzt kann man viel mehr profitieren» oder – «Auch dieses Semester können wir eine Tutorat zur Vorlesung Z durchführen» oder «Der Studiengang wurde in Zusammenarbeit mit den Studenten erneuert und verbessert.»

Es musste ebenfalls oft festgestellt werden, dass die Dozenten einer Mitarbeit der Studenten harte Grenzen setzten. Was dazu führte, dass sich die Diskussion auf die Studenten unter sich beschränkte und aus der «Ghettoisierung» ein Institutskonflikt entstand. Als eine weitere schwerwiegende Grenze hat sich der Negativkatalog erwiesen; dadurch werden die Studenten aus den Berufungsverfahren ausgeschlossen, obwohl eine umfassende Vorlesungskritik schon bei den Berufungen einsetzen muss.

Die momentane Situation an der Universität Zürich ist geprägt durch eine permanente Verschlechterung der Studiensituation. Viele Studenten und Studentinnen wollen das Problem dadurch lösen, dass sie die Hochschule als Durchlauferhitzer betrachten. Diese Haltung hat dazu geführt, dass sich die Studierenden zuwenig um die Studiensituation allgemein und um die Vorlesungskritik im speziellen kümmern. Die Vorlesungskritik schrumpfte zusehends auf ein paar wenige oder institutionalisierte Formen zusammen.

Die Tutorate haben sich dabei als Institution bewährt. Andere Institutionen aber verkümmerten, z. B. Dozenten-Studenten-Treffs. Diese stehen und fallen mit den aktiven Studenten, die hinter den Studentenvertretern stehen. Es besteht die Gefahr, dass diese Treffs in einer gemütlichen Klubatmosphäre sich von ihrer ursprünglichen Aufgabe entfernen.

Spontaneistische Aktionen kommen nur noch in Fällen zustande, wo grosse Unzufriedenheit herrscht. Hier herrscht eine emotional geladene Situation, die ein Erreichen des Ziels verunmöglicht. Die Folge ist zu oft Resignation. Die Kritik verstummt bis zum nächsten absehbaren Konflikt.

Eine weitere uralte und konventionelle Praxis scheint ebenfalls modern zu sein: Die Studenten glänzen mit Abwesenheit, dies wird heute sogar in der Vergabe der Hörsäle miteingeplant, indem für bestimmte Vorlesungen Hörsäle vergeben werden, die nur für einen Teil der eingeschriebenen Hörerschaft ausreichen würde.

Zielsetzung der Vorlesungskritik

Unser Ziel ist, ein Studium, das auf die Bedürfnisse der Studierenden und der Bevölkerung ausgerichtet ist, auf demokratischem Weg zu verwirklichen.

Einerseits sehen wir darin eine Alternative zu den technokratischen Reformen, die momentan an unserer Universität durchgeführt werden und deren aktuelles Zeugnis der 500 Seiten starke Entwicklungsplan ist. Andererseits sehen wir in der Vorlesungskritik die Möglichkeit, dass Studierende ihre Verantwortung als Akademiker der Bevölkerung gegenüber schon an der Hochschule wahrzunehmen beginnen. Dies ist für die Studierenden insofern ein schwieriges Problem, als die Uni ihre Ausbildungsziele vorwiegend an den Bedürfnissen der gewinnmaximierenden Wirtschaft orientieren und dabei die Bedürfnisse der lohnabhängigen Bevölkerung leicht aus dem Blickfeld geraten.

Kleiner Studentenrat (KStR)
der Universität Zürich

VSETH-Seminar: Studentenschaft

Im Zug der wachsenden Repression auf allen Gebieten sind auch die verfassten Studentenschaften unter Beschuss geraten. In Basel wurde sie aufgelöst, in Bern verlor sie die Finanzautonomie, an der Uni Zürich ist ihre Position im Schwanken.

Die Zwitterstellung des VSETH als privatrechtlicher Verein mit öffentlichrechtlichen Aufgaben ist offensichtlich auch Juristen nicht ganz klar, was sich jeweils bei der Wahl von studentischen

Verband der Studierenden an der ETH Zürich VSETH

Vertretern in Hochschulgremien und auch beim Schulratsbeschluss über die Zwangsbeiträge an den VSETH manifestiert.

Wer jedoch selber im VSETH mitarbeitet, empfindet diese Situation vor allem als unbefriedigend, da der VSETH wohl öffentlichrechtliche (Dienstleistungs-)Pflichten, nicht aber öffentlichrechtliche (Vertretungs-)Rechte geniesst.

Konkret heisst dies, dass der VSETH durchaus für alle Studentengruppen und -grüppchen die neuen Vitrinen im Hauptgebäude verteilen darf, was eine sehr mühsame Arbeit ist, dass andererseits bei der Wahl der studentischen Mitglieder in die Reformkommission sofort der Angriff kommt, der VSETH vertrete nicht alle ETH-Studenten. Diese Angriffe kommen bekanntlich vor allem vom SOS.

Der heute vorliegende Entwurf für ein neues ETH-Gesetz sieht nur die Möglichkeit einer Zwangskörperschaft vor.

Der VSETH muss sich seine Stellungnahme zu diesem Problem gründlich überlegen und abwägen, ob eine Zwangskörperschaft nicht mehr Vorteile als Nachteile mit sich bringen würde und welche Bedingungen man an eine Zwangskörperschaft allenfalls knüpfen müsste.

Um diese Diskussion in Gang zu bringen, stellt der VSETH sein diesjähriges Seminar unter den Titel «Studentenschaft» und hofft, mit Podiumsgesprächen und Gruppendiskussionen einen möglichst breiten Kreis von Studenten anzusprechen. *Barbara Haenng*

Programm

Probleme der Studentenschaft

Dienstag, 7. 12. 76, 12.30–14.30 Uhr
ETH-Hauptgebäude, Hörsaal F 1
Podiumsdiskussion mit: ETH-Präsident Ursprung, Rektor Zollinger, VSETH und AVETH (Assistentenorganisation).

Zwangskörperschaft

Donnerstag, 9. 12. 76, 18.30 Uhr
VSETH-Sekretariat, Leonhardstr. 19
Gruppendiskussionen über: Zwangskörperschaft Uni Zürich, aufgelöste Zwangskörperschaft Uni Basel, Situation gesamtschweizerisch VSS.

Die Stellung der Parteien zur Studentenschaft

Mittwoch, 15. 12. 76, 19.30–22.00 Uhr
ETH-Hauptgebäude, Hörsaal F 1
Podiumsdiskussion mit: NA, FDP, CVP, LdU, SP, POCH, PdA

Das neue ETH-Gesetz

Donnerstag, 16. 12. 76, 18.30 Uhr
VSETH-Sekretariat, Leonhardstr. 19
Gruppendiskussionen zum Thema: Konsequenzen im Hinblick auf das neue ETH-Gesetz.

FREIHOFER's
Wissenschaftliche Buchhandlungen
Medizin
Psychologie
Rämistrasse 37
8001 Zürich
Telefon 01/60 42 82

Nina's
Jazz + Blues
Plattenladen an der Universitätstr. 116 in Zürich. Tel. 28 86 00
Offen von 10.00 bis 18.30
Montags geschlossen

Abonniere den
zürcher student
Studium beendet? Längeres Praktikum? Nicht regelmässig an der Hochschule? Oder sonstwie interessiert?
das konzept
die kritische Alternativzeitung

Für 22 Franken im Jahr kann man den «zs» samt «das konzept» abonnieren. («das konzept» allein siehe Talon dort.)

Nebst dem **Geschehen an den beiden Zürcher Hochschulen** befasst sich der «zürcher student» auch mit **aktuellen lokalpolitischen Themen** (da ja auch Studenten nicht losgelöst vom städtischen Kontext leben) – alternative Informationen, die in den Tageszeitungen vielleicht zu kurz kommen.

Abonnemente laufen jeweils bis Februar. Die nächsten 12 Nummern bis Februar 78 (14× «das konzept») kosten Fr. 26.– (Ausland Fr. 30.–).

Name
Adresse
PLZ, Ort
abonniert «zürcher student/das konzept» bis Februar 78
Beruf Datum
Einsenden an «zürcher student», Rämistr. 66, 8001 Zürich 54/7
Schicken Sie bitte Gratis-Probenummern an folgende(n) Bekannte(n):

Wie gelangt man zu einem Stipendium im Kanton Zürich?

Stipendienkürzungen «nach Ermessen»

Als der Kanton Zürich zu Beginn der 70er Jahre das Stipendienwesen reorganisierte und massive Beitragserhöhungen vorsah, galten seine Leistungen und das Punktesystem als fortschrittlich: Zürich schüttete praktisch die höchsten Stipendien der Schweiz aus. Aber kein Reglement kann garantieren, dass auch die Praxis der das Reglement handhabenden Behörden grosszügig ist. Die schlechte Finanzlage des Kantons hat zu Reglementsänderungen geführt, z. B. das Abstellen auf das Reineinkommen anstelle des steuerbaren Einkommens, und zu einer immer restriktiveren Praxis im Bereich des Ermessens, z. B. wird heute das Auswärtswohnen nur zugelassen, wenn zwingende Gründe vorliegen. Im nachfolgenden Artikel gibt die Rechtsberatungsstelle der Studentenschaft (REBEKO) einen Überblick über das Stipendienreglement und weist auf die Schwierigkeiten und die strittigen Punkte der Verordnung und des Reglements hin.

Voraussetzungen für die Ausrichtung von Stipendien sind geregelt in § 4 der Verordnung über die Ausrichtung von Studienbeiträgen vom 6. 2. 1974. Der Bewerber muss im Besitz des Schweizer Bürgerrechts sein. Die Gewährung von Stipendien an Ausländer erfolgt nach besonderen Bestimmungen. Seitdem das Volk am 13. Juni 1976 einen Stipendienkredit für die ausländischen Studierenden abgelehnt hat, ist die Lage für ausländische Studierende unübersichtlich geworden. Hier wende man sich an die Stipendienberatung der Studentenschaft.

Wer ist stipendienberechtigt?

Der Schweizer Bürger muss im Kanton Zürich Wohnsitz haben. Doch gilt als Wohnsitz im Sinne der Stipendienverordnung nicht Art. 23 ZGB, sondern der sogenannte stipendienrechtliche Wohnsitz, der Wohnsitz der Eltern des

Studentenschaft der Universität Zürich SUZ

Bewerbers. Anstoss für die Einführung des «stipendienrechtlichen Wohnsitzes» war die Überlegung, dass der Kanton Zürich nicht gewillt ist, Studierende zu stipendieren, die lediglich zu Ausbildungszwecken in den Kanton Zürich ziehen. Die heutige Regelung beruht auf einer interkantonalen Vereinbarung und führt dazu, dass je nach Kanton ganz unterschiedliche Stipendienbeiträge an Personen ausgeschüttet werden, die alle unter den gleichen Verhältnissen an der gleichen Hochschule studieren. Ohne eine interkantonale Harmonisierung wird dieser unbefriedigende Zustand jedoch noch lange andauern.

Für einen Bewerber des zweiten Bildungsweges gilt ebenfalls der Wohnsitz der Eltern als relevant, sofern er nicht unmittelbar vor Beginn der Ausbildung während mindestens zwei Jahren ununterbrochen im Kanton Zürich seinen zivilrechtlichen Wohnsitz hatte und durch eigene Erwerbstätigkeit finanziell unabhängig war. Umgekehrt wird der Kanton Zürich unzuständig, wenn ein Bewerber des zweiten Bildungsweges während zwei oder mehr Jahren ausserhalb des Kantons Zürich erwerbstätig war. Dann wird dieser Kanton zuständig.

Eine weitere Voraussetzung ist, dass die finanziellen Verhältnisse des Bewerbers die Ausrichtung von Studienbeiträgen rechtfertigen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Eltern im Rahmen von Art. 272 ZGB verpflichtet sind, den Kindern eine ihren Möglichkeiten angemessene Ausbildung angedeihen zu lassen. Das gilt auch für volljährige Studierende ohne Altersbegrenzung. Zudem muss der Stipendiat von der betreffenden Lehranstalt aufgenommen worden sein (z. B. Immatrikulation an der Universität). Bei Aufnahme an eine Maturitätsschule muss dem Stipendiengesuch eine Bestätigung des Rektorats beigelegt werden.

Wie festgestellt, unterliegen Studierende der gleichen Hochschule verschiedenen kant. Stipendienverordnungen, die in ihren Leistungen wesentlich differieren. Der Zustand ist unbefriedigend. Für Ausländer kann die Situation zum Teil katastrophal sein. Nur noch wenige Leute haben einen Überblick, welche Stipendien für Ausländer in Frage kommen (versch. Fonds für Flüchtlinge, Beiträge aus der Stipendienkasse usw.) Die Unübersichtlichkeit fördert die Abhängigkeit von der Verwaltung.

Was wird stipendiert . . .

Stipendiert werden Ausbildungen auf dem 1. oder 2. Bildungsweg. Der 1. Bildungsweg ist die Ausbildung bis zu einem «vernünftigen» Abschluss, der dem Kind eine eigene Erwerbstätigkeit erlaubt, z. B. Abschluss einer Lehre (möglichst vom Biga anerkannt). Ein Handelsmaturitätsabschluss gilt allgemein nicht als Abschluss der Ausbildung, ebensowenig eine Anlehre in einem Beruf.

Was ist der Zweck der Unterscheidung: Beim 1. Bildungsweg sind die Eltern verpflichtet, im Rahmen ihrer Möglichkeiten für den Unterhalt des Kindes aufzukommen. Beim Stipendiengesuch werden Einkommen und Vermögen der Eltern berücksichtigt. Beim 2. Bildungsweg sind die Eltern nicht mehr zu Leistungen verpflichtet, Einkommen und Vermögen der Eltern werden nicht berücksichtigt, sondern nur die vermutliche Erbanwartschaft des Stipendiaten.

Stipendiert wird die Ausbildung auf dem 1. oder 2. Bildungsweg an einer Mittelschule, an verschiedenen Seminarien, an Diplommittelschulen wie Schule für soziale Arbeit, Dolmetscherschule, Institut für angewandte Psychologie usw. Weiter wird die Ausbildung auf beiden Wegen stipendiert beim Besuch einer Hochschule oder einer höheren techn. Lehranstalt. Bei auswärtigen oder/und nichtöffentlichen Lehranstalten gelten Spezialbestimmungen, ebenso für das Studium im Ausland. (Reglement 4.3)

Probleme ergeben sich bei den Ermessensspielräumen der Verwaltung. Beim Zweitstudium ist umstritten, wann der relevante wissenschaftliche und praktische Zusammenhang gegeben ist. Auch Ziff. 4.3.3.3. des Reglementes dürfte schwierig anzuwenden sein. Der Besuch einer nichtöffentlichen zürcherischen Lehranstalt wird nicht stipendiert, wenn er sich als Ausweichen von den Anforderungen einer öffentlichen Schule darstellt. Wie soll die Verwaltung hier Gewissensforschung betreiben, wenn das Rekursverfahren im allgemeinen schriftlich ist?

. . . und wie lange?

Es wird die «ordentliche Studienzeit» stipendiert, worunter das Reglement die Minimalstudiendauer bis zum Liz oder Diplom versteht, vermehrt um zwei Semester. Bei ausserordentlichen Umständen sind Verlängerungen möglich. Für Doktoranden gelten spezielle Regeln. Studienbeiträge werden auch bei der Repetition eines Studienjahres (z. B. in med.) ausbezahlt. Bei ungenügenden Leistungen, beruhend auf eigenem Verschulden, können die Stipendien entzogen werden. Ein Zweitstudium wird nur stipendiert, wenn es in einem relevanten wissenschaftlichen und praktischen Zusammenhang mit dem ersten steht.

Die ordentliche Studienzeit im Sinne des Reglements ist die Minimalstudienzeit plus zwei Semester. Je freier der Studienaufbau ist, um so problematischer wird diese Bestimmung. Der Sinn ist klar, der Stipendiat soll gefälligst nicht bummeln. Doch kommen die meisten Stipendiaten in die Zwickmühle. Das Stipendium reicht nicht aus, also muss man dazuverdienen. Dies hingegen verlängert das Studium, so dass ein Stipendienentzug droht. Auch andere Einschränkungen drohen: Ein Stipendienabhängiger kann ein med. Propädeutikum nur einmal wiederholen, der Begüterte zweimal.

Die Zeitlimite ist erst spät in das Reglement eingefügt worden, da einige Stipendiaten tatsächlich «gebummelt» hatten. Heute werden dafür alle «bestraft».

Berechnung der Stipendien

Die Berechnung erfolgt nach einem Punktsystem. Je nach Ausbildungsart und Bildungsweg wird eine Basiszahl zwischen 12 und 45 Punkten angenommen. 1 Punkt bedeutet 100 Fr. pro Jahr.

Je nach Semesterzahl und Studienrichtung gibt es Zuschläge. Auch für evtl. Schulgeld, für Fahrkosten, für auswärtige Vollpension bei Mittelschülern und für Kost und Logis auswärts (bei zwingenden Gründen) erfolgen Punktzuschläge, bei verheirateten Studenten, bei vorhandenen Kindern oder Alimentenverpflichtungen.

Abzüge erfolgen bei einem anrechenbaren Vermögen der Eltern von über 60 000 Fr. Die Abzüge erfolgen progressiv. Das anrechenbare Vermögen ist das Reinvermögen gemäss Steuererklärung abzüglich 30 000 Fr. für in ungetrennter Ehe lebende Steuerpflichtige und 15 000 Fr. für die andern, wobei für jedes in Ausbildung stehende Kind noch 5000 Fr. abgezogen werden.

Das Einkommen der Eltern kann zu Zuschlägen oder Abzügen führen. Das anrechenbare Einkommen bestimmt sich nach dem Reglement (Ziff. 5.1.1.11.1.), wobei grundsätzlich vom Reineinkommen ausgegangen wird. 27 000 Fr. anrechenbares Einkommen ist die Schallgrenze. Darüber erfolgen Abzüge, darunter Zuschläge.

Einkommen und Vermögen des Stipendiaten werden ebenfalls berücksichtigt. Der Freibetrag ist 4000 Fr. jährlich. Das Einkommen des Ehepartners wird dem Stipendiaten zugerechnet. Das Vermögen darf höchstens 15 000 Fr. betragen (Ehepaare 30 000 Fr.), darüber erfolgen massive Abzüge. Für den Fall, dass auf dem zweiten Bildungsweg nur die Anwartschaft berücksichtigt wird, ist die Freigrenze 70 000 Fr.

Der Übergang vom steuerbaren Einkommen zum Reineinkommen brachte eine empfindliche Herabsetzung der Stipendien bei vielen Stipendiaten. Ein weiterer Punkt ist das Auswärtswohnen. Heute muss man zu enge Platzverhältnisse bei den Eltern, zu weiten Weg (1 Weg über 1¼ Std.) und sog. zwingende Gründe nachweisen.

Die zwingenden Gründe sind wieder einer der Ermessensspielräume, die immer restriktiver ausgelegt wurden. Da es um 4200 Fr./Jahr geht, kann hier von der Verwaltung gespart werden. Heute muss nachgewiesen werden, dass das Wohnen zu Hause völlig untragbar ist. Streit z. B. genügt noch lange nicht. Zeugnisse von Pfarrern und Hausärzten nützen nichts mehr, einzig das psychiatrische Gutachten kann noch helfen.

Ein weiterer kritischer Punkt ist das eigene Einkommen und Vermögen des Stipendiaten. Geht er einer Arbeit nach, die mehr als 330 Fr. pro Monat einbringt, so erfolgen Abzüge bei den Stipendien. Das Vermögen ist schon manchem Stipendiaten zum Verhängnis geworden. Hier werden die Halbwaisen krass benachteiligt. Nach dem Tod von Vater oder Mutter besteht entweder ein Anteil an unverteiltem Erbschaftsvermögen, oder es wird dem Kind sein Anteil ausbezahlt, über den es nach der Volljährigkeit frei verfügen kann. Beträgt sein Anteil zum Beispiel 25 000 Fr., so wird es ein Stipendium meist in den Kamin schreiben können.

Das Eingabeverfahren für Stipendien

Die Eingabe erfolgt auf einem Formular, das bei der Eingabestelle erhältlich ist. Eingabestelle ist für die Universität und für kantonale Beiträge an das ETH-Studium der Berater der Stipendiaten, bei den kantonalen Mittelschulen das Rektorat, bei den übrigen Schulen die Erziehungsdirektion. Beachte die Termine. An Unterlagen sind mitzugeben: der neueste Steuerausweis oder die Steuerrechnung (des volljährigen Bewerbers und der Eltern) und die Aufnahmebestätigung, sofern es sich um eine nichtöffentliche Schule handelt.

Das Gesuch muss jedes Jahr, an der Hochschule jedes Semester erneuert werden (Wiederholungsgesuch). Änderung in den persönlichen oder finanziellen Verhältnissen des Stipendiaten oder der Angehörigen sind der Eingabeinstanz zu melden.

Aufgrund der Eingabe ergeht ein Entscheid der kantonalen Kommission für Studienbeiträge. Die mit der Prüfung der Gesuche beauftragten Instanzen können einen ablehnenden Vorentscheid fällen. Dann kann ein Entscheid der Kommission verlangt werden. Gegen den Kommissionsentscheid kann innert 20 Tagen an den Erziehungsrat rekurriert werden.

Das Verfahren in Rekursfällen ist schriftlich. Hier und auch bei den übrigen oben erwähnten strittigen Punkten ist es angezeigt, sich an die Rechtsberatungskommission der Studentenschaft zu wenden. Die Rechtsberater sind Jusstudenten höheren Semesters, die dir nach bestem Wissen und Gewissen (allerdings ohne Garantie oder Haftung) in schwierigen Fällen Auskunft geben und auch evtl. bei einem Rekurs beraten. Die Adresse eines Rechtsberaters erfährst du auf dem KStR (Tel. 32 92 87).

Übrigens kann die Rechtsberatungskommission auch in allen andern Rechtsfällen (inner- und ausseruniversitär) in Anspruch genommen werden. Sie ist eine Dienstleistung der Studentenschaft. *REBEKO*

Weisst Du, dass Dich der Druck von 200 Exemplaren Deiner 100seitigen
Dissertation
nur ca. Fr. 820.— kostet?
Als Spezialfirma auf diesem Gebiet liefern wir schnell saubere Arbeit!
Auskunft und Beratung:
aku Foto-Druck Agentur ZÜRICH
Edith Florin
Binderweg 26, 8046 Zürich
(Neuaffoltern)
Tel. (01) 57 24 20

Aktionswoche der Soziologen 13.–17. Dez. 76

Als Protest gegen das Verhalten der Institutsleitung führen wir Soziologiestudenten eine Aktionswoche durch. Wir rufen zu einem Vorlesungsboykott auf und organisieren ein Alternativprogramm, mit dem wir unsere Vorstellungen zu einem reflektierten und kritischen Soziologiestudium realisieren wollen.

In den Diskussionen um die Strukturierung des Grundstudiumplanes machte die Fachschaft Soziologie ihre Zustimmung zum Vorschlag der Institutsleitung von folgenden Forderungen (und Vorbehalten, zum Beispiel gegen Verschulung) abhängig:

- freie Seminarien, deren Inhalt von den Studenten bestimmt wird
- Lehrveranstaltung «Einführung in die marxistische Soziologie».

Die Institutsleitung ging nicht auf diese Forderungen ein, worauf im Rahmen der Vollversammlung eine Resolution abgefasst wurde. Gleichzeitig beschloss man die Durchführung einer Aktionswoche, falls die Verhandlungen zu keinem Resultat führen sollten. In den darauffolgenden Gesprächen machte es den Anschein, als ob unsere Forderungen berücksichtigt würden. Um so grösser war unsere Überraschung, als zum Anfang des Semesters der offizielle Grundstudiumplan vorlag, in dem unser Beitrag übergangen wurde. Nichts von freien Seminarien, nichts von marxistischer Soziologie.

Diese Provokation gegen uns Studenten können wir nicht einfach hinnehmen, weil man auch dieses Semester frisch-fröhlich in der Missachtung des Willens des Studenten fortfährt und uns nicht ernst nimmt. Als Konsequenz davon wird die Aktionswoche durchgeführt, die wir als Protest gegen das Verhalten der Institutsleitung und als Mittel zur Aktivierung der Studenten verstehen.

Während dieser Tage wollen wir gemeinsam versuchen, unsere Vorstellungen von Soziologie zu konkretisieren, uns mit der am Institut vorherrschenden Theorie kritisch auseinanderzusetzen und unseren Forderungen, zu denen wir nach wie vor stehen, einen konkreten Rahmen und grösseres Gewicht zu verleihen. Bereits nach den Semesterferien haben sich einige Arbeitsgruppen zu verschiedenen Themen gebildet. Diese haben alternative Veranstaltungen zum «üblichen» Vorlesungsbetrieb vorbereitet, in denen eine Grundlage zu einer weiterführenden Diskussion geschaffen werden soll.

Im Rahmen dieser Aktionswoche sollen auch Fachschaften und Basisgruppen anderer Studienrichtungen zu Wort kommen und ihre zum Teil ähnlichen Schwierigkeiten vorstellen und diskutieren können. Wir alle sind betroffen, reagieren wir auch gemeinsam!

Aktionskomitee Soziologie

FREIHOFER's
Wissenschaftliche Buchhandlungen
Naturwissenschaft
Medizin
Technik
Wirtschaftswissenschaft
Universitätstrasse 11
8006 Zürich
Telefon 01/60 42 82

Abgehört und aufgeschrieben

Nichts Neues ist die Tatsache, dass es um betriebliche Unfallverhütungsmassnahmen in der Schweiz nicht zum besten bestellt ist. Man denke nur an die Explosion in der Firma Geistlich. Allerdings, wenn es nicht um die Sicherheit der Arbeitnehmer, sondern um den Schutz von Produktionsanlagen geht, ändert sich diese Tatsache grundlegend. So meint zum Beispiel der Ingenieur K. Burkhalter, Chef des Technischen Betriebs- und Sicherheitsdienstes der Firma Bucherer Juwelen AG, in der «Schweiz. Bürofachzeitschrift», dass das betriebliche Sicherheitsdispositiv bezweckt, Schwachstellen durch geeignete Massnahmen und Vorkehren zu beheben. Ein Dispositiv der Verbrechensverhütung beinhalte Einbruchdiebstahl, Überfall, Streiks und Krawalle. Nach Burkhalter gehören also Streiks und Krawalle ganz einfach zur Verbrechensverhütung. Ferner meint der clevere Ingenieur, dass Betriebsbesetzungen und Streiks neben normalen Massnahmen wie mechanischem und elektronischem Schutz auch mit Überwachung und direkten Massnahmen zu begegnen sei. Dazu gehören neben Fernsehüberwachung, Film und Photos auch Waffen, wie Revolver, Pistolen, Tränengas und Hunde. Die legitimen Kampfmittel der Arbeitnehmer, wie Streiks und Betriebsbesetzungen, fallen also unter die Kategorie Verbrechen und werden mit entsprechenden Mitteln bekämpft.

Telefonziitig
01/39 11 12
kurz und kritisch

✆

1926 führte Henry Ford in seiner Autofabrik die 5-Tage-Woche mit einer täglichen Arbeitszeit von 8 Stunden ein. Der Stundenlohn der Arbeiter wurde erhöht, um zu verhindern, dass es durch die Einführung der 40-Stunden-Woche zu Lohnausfällen kam. Die Folgen dieser drastischen Arbeitszeitverkürzung sind allgemein bekannt. Am 24. Oktober 1929 brach die New-Yorker Börse zusammen und löste damals die Weltwirtschaftskrise aus. Januar 1933 kam Hitler an die Macht, und am 1. September 1939 brach offiziell der Zweite Weltkrieg aus, im August 45 wurde dann die erste Atombombe in Hiroshima eingesetzt. Daher, Eidgenossen: Wollt ihr den totalen Weltuntergang, dann stimmt am 5. Dezember «Ja» zur 40-Stunden-Woche-Initiative. – Das jedenfalls hätte man nachlesen können, wenn der Vorort die «Telefonziitig» produziert hätte.

✆

An einer Mittelschule im Kanton Solothurn zierte ein Porträt von Motor-Columbus-Chef Michael Kohn die Schulzimmerwand. Zwei Biologielehrer wagten neben dem Bildnis des Atomkraftwerklobbyisten ein Plakat der Atomkraftwerkgegner aufzuhängen, welches aber auf rektorale Weisung hin wieder niedergerissen worden ist. Da aber wahrscheinlich aus ästhetischen Gründen das Abbild des Atomindustriellen allein besser zur Geltung kommt, wurden die beiden Lehrer vom Solothurner Regierungsrat gerügt. Dies und anderes mehr, wie zum Beispiel das gesetzliche Unterfangen, Dienstverweigerer zu Staatsfeinden zu wandeln, ist im neuesten Bulletin des «DM» (Demokratisches Manifest) zu lesen. Bestellen kann man diese Druckschrift unter der Telefonnummer 47 76 78.

Am Historischen Seminar * der Universität Zürich, Hirschengraben 84 (Swissair Gebäude), jeweils Donnerstag 19 bis 20.30 Uhr, ist ein Kolloquium zu

Medien der Arbeiterbewegung in der Schweiz

ausgeschrieben. In dieser Veranstaltung, die aufgrund der Initiative der kritischen Publizistikstudenten am Seminar zustande gekommen ist, werden Geschichte und aktuelle Situation der «Arbeitermedien» beleuchtet. Besonders interessant sind die Hearings, also Sitzungen, zu denen ehemalige und jetzige in der Arbeiterbewegung tätige Medienschaffende eingeladen werden. Denn dabei kommen Probleme sowohl der Parteipresse von Sozialdemokraten und Kommunisten als auch der freien sozialistischen Arbeiterpresse, der Gewerkschafts- und Alternativpresse zur Sprache. Arbeiterphotographie, -literatur, -film und die Frage nach der Präsenz der Arbeiterschaft in Radio und Fernsehen sind in der Diskussion eingeschlossen.

** Die Bezeichnung «Historisches Seminar» ist als Ortsbezeichnung zu verstehen. Die Verlegung der Veranstaltung vom Publizistischen Seminar (PS) in die Räume des Historischen ist auf den höchst selten aktuell werdenden Platzmangel am PS zurückzuführen und hat mit der Zuschreibung des Lehrauftrags nicht das geringste zu tun. Es ist nicht das Historische Seminar, das hinter diesem Lehrauftrag Jost/Schäppi steht. – Dies als Antwort auf die ungewöhnlich heftigen Reaktionen, die man mit satirischer Bissigkeit als Hysterie mit Historie zusammenfassen könnte.* *Redaktion «zs»*

Hochschulabsolventen auf Stellensuche

Wie angle ich eine Stelle?

Der Traum vom Hochschuldiplom, das alle Türen zu Stelle und Karriere öffnet, ist längst ausgeträumt. Besonders mühsam ist die «Job-Suche» gerade für die, die gerade keine Arbeit haben: die Arbeitslosen, da (angeblich) nur «weniger leistungsfähige und weniger leistungswillige Personen» suchen müssen, und eben: Akademiker, die gerade abgeschlossen haben. Sie haben zumeist keine oder erst ungenügende Praxiserfahrung. Warum die frischgebackenen Akademiker von der prekären Arbeitsmarktlage so betroffen sind und was sie in dieser Situation tun können, zeigt der folgende Artikel, der Material aus Erfahrungen von Arbeitgebern und Berufsbildungsfachleuten, aus Diskussionen mit Wirtschaftspraktikern und eigenen Forschungen auf dem Felde des Berufsbilds des Wirtschaftswissenschaftlers[1] verarbeitet. Als «ZüStu»-Dienstleistung werden Hinweise für «adäquates» Stellensuche-Verhalten geboten, wenn sich auch Verfasser und Redaktion über die Vorbehalte gegenüber solchem Verhalten einig sind. Aber andererseits: Stellen sind rar, vor allem die attraktiven. bn

Die allgemeine Reduktion des Arbeitsangebots hat sowohl auf innerbetriebliche Verhältnisse als auch auf den Arbeitsmarkt Auswirkungen, die das Einstellungsverhalten der Personalabteilungen wesentlich beeinflussen. Es gibt heute wohl kein Unternehmen (auch in der öffentlichen Verwaltung), das angesichts der politischen Brisanz von Lohnsenkungen beim Personal nicht vor allem durch Senkung der Mitarbeiterzahl sparen will. Interne Umstrukturierungen bewirken vorerst eine Aufhebung von weniger produktiven Stellen und die Umsetzung des freiwerdenden «bewährten» Personals auf arbeitsintensivere Funktionen. Eine neue Stelle wird folglich erst ausgeschrieben, wenn eine interne Verschiebung nicht mehr möglich ist. Dies bringt eine Tendenz zu stress- und arbeitsreichen Funktionen bei den bisherigen, mehr aber noch bei den neuen Stelleninhabern mit sich.

Hinzu kommt, dass als «interessant» empfundene Stellen von den Bisherigen nur im äussersten Notfall aufgegeben werden. Andere Posten – vor allem Stabsfunktionen in kleineren Betrieben (Akademiker als Aushängeschild) – werden aus Spargründen nicht einmal mehr besetzt.

Identifikationszwang

Der Zusammenhang zwischen Art der Aufgabe und Arbeitsmotivation bringt heute vor allem persönlichkeitsstarken Bewerbern erhebliche Schwierigkeiten. In einem verhärteten Marktklima verlangt der Arbeitgeber eine bedingungslose Unterstützung seiner Vorhaben. Infragestellung von betrieblichen Gegebenheiten ist nicht mehr gefragt und wird als destruktive Haltung betrachtet. Dem Hochschulabsolventen, der gelernt hat zu relativieren, zu hinterfragen und vor allem die soziale Komponente der Produktionsleistung in den Vordergrund zu schieben, dürfte die zunehmende Marktorientierung des unternehmerischen Handelns (Absatz um jeden Preis) erhebliche Gewissensnöte bereiten. Angesichts des in früheren Jahren vergrösserten kritischen Potentials an den Hochschulen sind diesbezüglich «tragbare» Stellen längst besetzt.

Tätigkeit kontra Berufswunsch

Der allgemein verstärkte Anpassungsdruck bewirkt, dass der Hochschulabsolvent dem Arbeitsmarkt immer mehr ausgeliefert ist: Nicht Eignungen und Neigungen, sondern die vorhandenen Angebote geben den Ausschlag für die berufliche Tätigkeit. Die Folge ist, dass in letzter Zeit der Kampf um Positionen zunimmt. Das innerbetriebliche Konkurrenzverhalten hat sich noch akzentuiert und damit das (scheinbare oder tatsächliche) Engagement am Arbeitsplatz. Dieser Wettbewerb lässt den Ruf nach innerbetrieblichen Reformen verstummen, notwendige Reorganisationen werden nicht für die Angestellten vorgenommen, sondern lediglich zwecks Rationalisierung der Produktion.

Die «Kriterien» des Personalchefs

Die 50, 100 oder mehr Bewerber, die sich heute für eine ausgeschriebene Stelle melden, und die nach der Grobsortierung noch verbleibenden fünf bis 10 Kandidaten geben den Personalchefs Aufgaben auf, die sie ohne spezielle Verfahren nicht lösen können. Dabei werden zum Teil längst vergessen geglaubte «Kriterien» wieder aus der Mottenkiste hervorgeholt, beispielsweise mehr und mehr auch «irrationale» wie Geschlecht, militärische Stellung, Familienherkunft, Nationalität, äussere Erscheinung usw. Die Lizentiatsnote, der Doktortitel, eine Handschriftenanalyse u. a. m. gewinnen ein Gewicht, das ihrem wirklichen Aussagewert in keiner Weise entspricht. Fortschrittlichere Unternehmen haben das erkannt und wenden deshalb sogenannte wissenschaftliche Evaluationsverfahren und psychologische Tests zur Persönlichkeitserfassung an (vor allem die amerikanischen Computerfirmen). Der Bewerber hat häufig während mindestens dreier Stunden bis zu einem ganzen Tag Tests und künstliche Stress-Situationen aller Art über sich ergehen zu lassen. Zum Teil soll sogar das gemeinsam eingenommene Mittagessen dem Personalchef darüber Aufschluss geben, wie gut der Kandidat die gesellschaftlichen Umgangsformen beherrscht.

Es gibt heute unter den Stellenofferten kaum eine Anzeige, die neben anderen Qualifikationen nicht auch praktische Erfahrung verlangt. Hier liegt, wie ungezählte Bemerkungen von Praktikern bestätigen, das grösste Handicap bei der Stellensuche nach dem Hochschulabschluss. Praktische Tätigkeit wird in der Regel erst als solche anerkannt, wenn sie insgesamt mindestens zwei Jahre ausgeübt wurde. Die Art der früheren Praxis wirkt dabei als «feinmaschiges Sieb» bei mehreren gleichwertigen Bewerbern.

Verschiedentlich wird in Gesprächen auch darauf hingewiesen, dass heute allgemein wieder Fachkräfte und Sachbearbeiter «aus der Linie» den Akademikern vorgezogen werden, da letztere nicht nur mehr Lohn erwarten, sondern auch noch die betrieblichen Arbeitsabläufe zuwenig beherrschen. Die (irrige) Vorstellung, wonach der Akademiker ex officio in die oberen Ränge der Unternehmenshierarchie gehört, gewinnt wieder an Boden, dient aber allzuoft nur zur Begründung einer Abweisung für mittlere Posten. Denn auch der Akademiker beginnt in der unteren Hälfte der Hierarchie[2] – gerade dort, wo auch kaufmännisch Ausgebildete hindrängen, von den Absolventen der Höheren Wirtschafts- und Verwaltungsschulen (HWV) ganz zu schweigen.

Praktische Tips

Mit diesen Hypotheken belastet, ist es für einen Absolventen um so wichtiger zu wissen, worauf er bei einer Bewerbung achten muss, damit er (heute und vermutlich auch noch für längere Zeit) nicht schon bei der Grobauslese ausser Rang und Namen fällt:

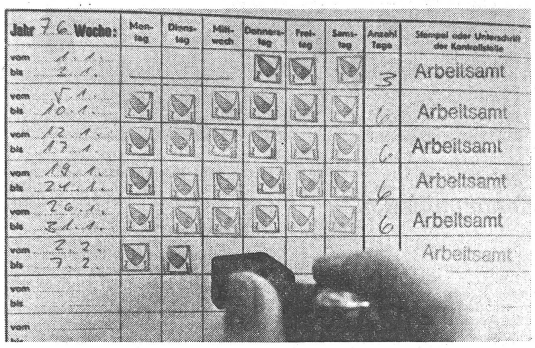
- Vorgängig eine Grobauswahl vornehmen, was überhaupt in Frage kommen kann, und – im nächsten Schritt – überlegen, was man auf diesen Gebieten vorzulegen hat. Auf keinen Fall soll man glauben, auf alles schreiben zu müssen (Zeitverlust, Beeinträchtigung des Überblicks und der psychologischen Konzentration).
- Bei der Bewerbung gutes Papier verwenden, Schreibmaschinentypen reinigen, neues Farbband anschaffen.
- Im Begleitschreiben das spezielle Interesse für die ausgeschriebene Stelle hervorheben und begründen.
- Im Lebenslauf nur angeben, was den Arbeitgeber interessieren kann (vor allem Ausbildungsgang, spezielle Kenntnisse usw.). Es empfiehlt sich, keine Kopien des Curriculums anzufertigen, da dies den Eindruck einer serienmässigen Bewerbungsproduktion erweckt. Hingegen sollen von Zeugnissen nur Kopien eingereicht werden.
- Briefe oder Lebensläufe nur handgeschrieben abfassen, wenn sie so verlangt werden, und in jedem Fall den Lebenslauf nicht in Romanform, sondern nach Zeitabschnitten geordneten Stichworten abfassen.
- Mindestens drei Referenzen angeben (diese vorgängig um ihr Einverständnis bitten!).
- Wegen der Wichtigkeit von praktischer Erfahrung auf alle Tätigkeiten während des Studiums (Taxifahren, Unterricht usw.) hinweisen. Dabei sollen auch die Themen der schriftlichen Arbeiten hervorgehoben werden, was unter Umständen für ein Spezialgebiet von eminenter Wichtigkeit sein kann.
- Informationen über die Firma einholen nicht nur, um die Sicherheit des Arbeitsplatzes abwägen zu können, sondern auch zwecks Interessenbekundung dem Betrieb gegenüber, was die eigene Stellung beim Testinterview stärkt.
- Sich auf das Vorstellungsgespräch vorbereiten (nicht nur Antworten auf erwartete Fragen, sondern auch die eigenen Fragen an die Firma überlegen, die als Beweis für das Interesse des Bewerbers aufgefasst werden).
- Auf ein «gepflegtes Äusseres» achten (Frisur, Kleidung, Schuhe usw.)! Der Personalverantwortliche erhält durch diese Komponenten den berühmten ersten Eindruck, der später bekanntlich schwer revidierbar ist.

(Einige dieser Punkte bewegen sich zugegebenermassen im Grenzbereich des Lächerlichen. Dieser Vorwurf geht jedoch an die Adresse derjenigen, die gewissen dieser Kriterien Gewicht beimessen.)

Stellenerhalt und Betriebstreue

Untersuchungen[3] haben gezeigt, dass es nicht gleichgültig ist, auf welchem Weg man eine Stelle erhält. Die geringste Stellenwechselquote haben später diejenigen zu verzeichnen, die schon während des Studiums ein Praktikum im gleichen Betrieb absolvieren; gleich danach folgen die verwandtschaftlichen Beziehungen, an dritter Stelle die Vermittlung mit Hilfe eines Hochschuldozenten, an vierter die direkte Anfrage im Betrieb. Alle diese Modi setzen günstige Bedingungen für eine dauerhafte Betriebsbindung voraus. Auf der anderen Seite am wenigsten «betriebstreu» sind die meisten von denen, die ihre Stelle durch eine Antwort auf ein Inserat erhielten. Nur 25% dieser Gruppe hatten zur Zeit der Umfrage ihre Stelle noch nicht gewechselt.

Verfügt man bei Studienabschluss nicht über Beziehungen zu einem Betrieb, so bleibt nur entweder ein eigenes Inserat, eine Bewerbung auf eine Ausschreibung oder eine direkte Anfrage in einem Unternehmen. Wie die Umfrage gezeigt hat, waren lediglich 5% aller Antwortenden mit einem eigenen Inserat erfolgreich. Heute ist dieser Modus nur noch bei ganz spezieller Ausbildung und über die entsprechende Fachpresse zu empfehlen. Hingegen soll man sich nicht scheuen, einen Betrieb, in dem man gerne arbeiten würde, direkt mit genauer Umschreibung des Tätigkeitsinteresses anzugehen. Eine solche Anfrage beweist dem Personalchef Motivation und Interesse des Kandidaten – wenn auch, wie ein Versuch gezeigt hat, die Chance damit nicht sehr gross ist: Auf 50 Anfragen kamen immerhin 45 Antworten, wovon 40 abschlägige Bescheide, drei Gesprächseinladungen und zwei Bewerbungsaufforderungen. Die vorgedruckten Formulare bestätigen, dass vor allem bei den Grossfirmen solche Demarchen nicht ungebräuchlich sind.[4]



Die Chancen für die Zürcher

Die Zürcher Absolventen der Wirtschaftswissenschaften fallen besonders dadurch auf, dass sie sich in keiner Beziehung signifikant vom schweizerischen Durchschnittsabsolventen unterscheiden. Sie arbeiten etwas mehr als die anderen bei den Banken (13% aller Absolventen bei 6% gesamtschweizerisch, ohne Zürcher), aber weniger in der öffentlichen Verwaltung (nur 5,5%), logischerweise eine Domäne der Berner (18%). Aussagen von Praktikern lassen darauf schliessen, dass es die Absolventen bei den Banken nicht sehr gemütlich haben. Die guten Ausbildungsmöglichkeiten werden mit einem unterdurchschnittlichen Anfangssalär «bezahlt». Die allgemein feststellbare Ortstreue nach dem Studium bei ansonsten höherem Zürcher Lohnniveau hat aber bewirkt, dass die Zürcher Absolventen, gemessen am gesamtschweizerischen Durchschnitt, mit ihrem Anfangseinkommen an der Spitze liegen.

Thomas Koch

Anmerkungen

[1] Thomas Koch, Berufserwartungen – Berufsrealität, Eine Studie um das Berufsbild des Wirtschaftswissenschafters in der deutschen Schweiz, 1. Teil: Der Übertritt von der Hochschule in die Praxis. Subjektive und objektive Sozialisationsbedingungen. 231 S., 39 Abb., herausgegeben vom Betriebswirtschaftlichen Institut der Universität Bern, Länggasstrasse 27, Bern 1976, Lizentiatsarbeit:

Untersuchung bei 600 Absolventen der vier Hochschulen Basel, Bern, St. Gallen und Zürich der Abschlussjahrgänge 1947–70 über ihre gegenwärtige berufliche Situation sowie bei 19 der grössten Schweizer Arbeitgeber über Einstellungsbedingungen und -vorgehen, ergänzt mit diversen Interviews mit Wirtschaftspraktikern.

Verkauf in Zürich: Zentralstelle, für Studenten 14 Fr.

[2] vgl. a.a.O., Kap. 3.1.2.ff.

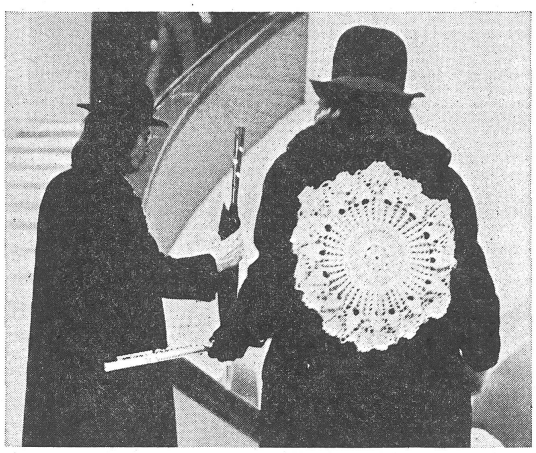
[3] a.a.O., S. 62f.

[4] s. «Etudes et Carrières», Nr. 21, Februar 1976.

Dezember	15.00 Uhr Rote Fabrik	20.30 Uhr	Filmpodium	Film-In
8 Mittwoch		Schweizer Filme **Die Auslieferung** Regie: Peter von Gunten, Schweiz 1974. Mit Roger Jendly, Anne Wiazemsky, Silvia Jost.		
10 Freitag	**Kinonacht** mit Western, Gangsterfilmen **ab 18.00 Uhr**	**Kinonacht** Musicals, Horrorfilme ... **bis 02.00 Uhr**	*Kino Bellevue:* *12.15 und 23.00 Uhr* Brecht und der Film **Abschied von Gestern** Regie: Alexander Kluge, BRD 1966.	*Kino Roland:* *14.00+ 19.30* Hans Jürgen Syberberg **Winifred Wagner ...** BRD 1975
11 Samstag	Amerikanische Stummfilmklassiker **Blind Husbands** Regie: Erich von Stroheim, USA 1918. Engl. Z'titel. Mit Erich von Stroheim, Gibson Gowland, Sam de Grasse, Francilla Billington.	Amerikanische Stummfilmklassiker **Intolerance** Regie: David Wark Griffith, USA 1916. Engl. Z'titel. Mit Lillian Gish, Mae Marsh, Robert Harron, Howard Gaye, Lillian Langdon, Margery Wilson, Eugene Pallette, Constance Talmadge, Elmer Clifton, Alfred Paget.	*Kino Bellevue:* *12.15 und 23.00 Uhr* Brecht und der Film **Abschied von Gestern** Regie: Alexander Kluge, BRD 1966.	*Kino Roland: 22.45* Hans Jürgen Syberberg **Sex-Business made in Pasing**
12 Sonntag	Amerikanische Stummfilmklassiker **Male and Female** Regie: Cecil B. DeMille, USA 1919. Engl. Z'titel.	Amerikanische Stummfilmklassiker **Foolish Wives** Regie: Erich von Stroheim, USA 1921. Ital. Z'titel. Mit Erich von Stroheim, Maude George, Mae Busch, Dale Fuller, Cesare Gravina, George Christians, Miss Dupont, Malvine Polo.		*Kino Roland: 11.00 Uhr* Hans Jürgen Syberberg **Sex-Business made in Pasing**
13 Montag			*Kino Radium:* *15.00, 17.30, 20.30 Uhr* Brecht und der Film **Mutter Courage und ihre Kinder** Regie: Peter Palitzsch, Manfred Wekwerth, DDR 1960.	
15 Mittwoch		Schweizer Filme **La pomme** Regie: Michel Soutter, Schweiz 1968 Mit Elsbeth Schoch, Arnold Walter.		
17 Freitag		**Preisgekrönte Filme der Westdeutschen Kurzfilmtage** Programm siehe Tagblatt der Stadt Zürich		
18 Samstag		**Preisgekrönte Filme der Westdeutschen Kurzfilmtage** Programm siehe Tagblatt der Stadt Zürich	*Kino Bellevue:* *12.15 und 23.00 Uhr* Brecht und der Film **Volpone** Regie: Maurice Tourneur, Frankreich 1940. OmU.	
19 Sonntag			*Kino Bellevue:* *12.15 und 23.00 Uhr* Brecht und der Film **Volpone** Regie: Maurice Tourneur, Frankreich 1940, OmU.	
	OmU = *Originalfassung mit deutschen Untertiteln*	OmÜ = *Originalfassung mit deutscher Übersetzung*	OF = *Originalfassung ohne Übersetzung* DF = *Deutsche Fassung*	**Programmänderungen vorbehalten**

Filmpodium der Stadt Zürich und Film-In Zürich in Zusammenarbeit mit dem Filmpool des Schweizerischen Filmzentrums und der Cinémathèque Suisse

FREIHOFER's
Wissenschaftliches Antiquariat
Naturwissenschaft
Medizin
Technik
Psychologie
Sonneggstrasse 21
8006 Zürich
Telefon 01/60 42 82



Fest der Kommunikation?

An einen jungen Theologen in der DDR über die Eindrücke vom Uni-Volksfest.

Nach acht Jahren DDR bin ich nun seit drei Wochen wieder in der Schweiz, in meiner Heimat. Mit dem Geld meiner Grossmutter habe ich mir ein komfortables Appartement gemietet. Im Monat zahle ich 308 Fr., das ist das billigste, was ich gefunden habe.

Nächste Woche fange ich an zu arbeiten, als Schreiberin an einer elektrischen Computermaschine in der Druckerei einer grossen Zeitung, fünf Stundem am Nachmittag, pro Stunde verdiene ich 11 Fr. An den Wochenenden werde ich als Stewardess bei der SBB Schinkenbrote und Ovomaltine verkaufen. Da kann ich im Tag bis zu 120 Fr. verdienen.

Da ich ausser meinen Verwandten und älteren Lehrern niemand mehr kenne hier, muss ich mir einen neuen Freundeskreis aufbauen. Zu diesem Zweck ging ich gestern an das Volksfest in der Universität. Es ist jetzt wohl Mode, sich mit dem Volk zu verbünden. (Wollten die Studenten dem Schmoren im eigenen Saft ein Ende setzen und das Volk einladen?) Ein Fest der Kommunikation war geplant. Eine Literaturmesse mit Schriftstellern, die aus der ganzen Schweiz eingeladen wurden, sollte Kontakte schaffen zwischen Künstlern, Studenten und Arbeitern. Voller Erwartungen ging ich hin und verpasste die Literaturmesse, da ich wegen ungenauen Lesens der Plakate über die Zeiten nicht informiert war

Der Eintritt für das Volksfest kostete nur 7 Fr. Da ich im Moment nicht mehr als 20 Fr. pro Tag ausgeben darf und 6 Fr. schon ausgelegt hatte für das Mittagessen, musste ich jetzt mit 7 Fr. als Verpflegungsgeld an diesem Abend über die Runden kommen. Schon lange war ich nicht mehr an der Uni gewesen. Die hehren Räume erfüllen mich jedesmal mit Ehrfurcht. Hier weht Geist, und die Wände sind vollgeklebt mit Informationen über kulturelle Veranstaltungen. Die Plakate, Inserate und Programme interessierten mich zuerst mehr als die Masse der Menschen. «Hier herrscht Meinungs- und Gedankenfreiheit», dachte ich und studierte die Reklamen der verschiedenen religiösen und politischen Gruppen. Überall wird man eingeladen zum Diskutieren, Mitarbeiten und zur Kommunikation. Wo soll ich nur hingehen? Zu welcher Gruppe passe ich am besten? Schade, dass ich nicht katholisch bin, die Katholiken preisen ihre Programme sehr sympathisch an.

Als ordentlicher Mensch brachte ich meinen Mantel zur Garderobe, freute mich, dass dies nichts kostete, und wandelte nun mit offenen Augen und Ohren durch die hohen, mit Menschen überfüllten Gänge, Räume, Hallen, Treppen und Säle der Uni. Was es da alles zu sehen gab! Eine Decke von bunten Ballons trennte die untere Halle von der oberen. Ländlermusik erinnerte mich daran, dass ich mich an einem Volksfest befand. Auf dem Fussboden fand ich ein zertretenes Festprogramm, darin las ich, dass ungefähr zu jeder vollen Stunde in irgendeinem Raum ein kulturelles Programm stattfindet. Da ich mich in der Uni nicht auskenne, verlor ich die Orientierung und quetschte mich ziellos durch die fröhlichen Massen. Ich staunte über die Kleidung und Aufmachung der Leute. Die Jugend der Wohlstandsgesellschaft in der hochkapitalistischen Schweiz trägt die Kleider der russischen Revolution. Nostalgie oder Antizipation.

Der Menschenstrom zog und schob mich in die untere Halle, deren Himmel voll bunter Ballons hing. Müde von dem Rauch und der schlechten Luft, setzte ich mich am Rand auf einen noch freien Stuhl. Rings um mich herum sassen und lagen Menschen über Menschen, dicht vor meinen Beinen zogen sie in Strömen vorbei, ich musste die Füsse einziehen, damit keiner darüber stolperte. Alle lachten, schwatzten und kannten sich. Ich kannte niemand, keiner kannte mich. Ich war einsamer als im Dschungel. Ich beobachtete, hörte zu, dachte nach und machte ein Gesicht, das viel zu ernst war für dieses Fest der freien Individuen. Ich bemühte mich, heiter zu sein, und lächelte dann und wann jemanden, der mir gefiel, bewusst an, aber niemand brauchte mein Lächeln. Allmählich merkte ich, dass ich nicht der einzige Mensch war, der allein war an diesem Fest. Rings um mich herum sassen auch einzelne, still für sich und sprachen mit niemanden. Sie hatten offenbar auch keine Lust, angesprochen zu werden. Sie wollten allein sein in der Masse. Einige träumten, meditierten oder schienen Hasch zu rauchen. Ich bemerkte, dass an diesem Fest der Kommunikation die meisten sich selbst genug waren. Aus Gesprächsfetzen hörte ich, dass einer eben aus Amerika zurückgekehrt war, eine andere wollte nach England, ein Mädchen kam krank aus Italien zurück, keiner war, wie ich, acht Jahre in der DDR gewesen. Keiner begreift, wie schwer es ist, sich hier, in der Heimat, wieder einzuleben. Ich kam mir vor wie ein Ausländer. Die herumziehende Menge kam allmählich zur Ruhe, Trommelschläge kündigten ein Variété-Programm an. Um etwas davon zu sehen, musste ich mich auf meinen Stuhl stellen. Über 1000 Köpfe hinweg sah ich eine Parodie auf Adam und Eva, die beiden Studenten waren tatsächlich nackt und trugen nur ein Feigenblatt, das sie zum Schluss auch noch lüfteten. So frei ist man im Westen, dass man sich nicht einmal mehr schämt, die Geschlechtsteile zu zeigen. Das ist auch eine Art Kommunikation! Der Sauerstoffmangel und die unaufhörlich dazuströmenden Massen machten mir meinen sicheren Platz unbequem, ich wanderte weiter und kam in die untere Mensa, wo eine proletarisch kraftvolle Frau, mit erdhafter Stimme Brecht-Lieder sang. Diese Mensa war besser gelüftet, meine Müdigkeit verflog. Hier unten schienen sich die politisch Engagierten zu versammeln.

In diesem Raum, wo weniger Menschen beisammen waren, gab es etwas mehr Kommunikation. Einer bat mich um das Feuerzeug, ein anderer wollte einen Schluck aus meinem Glas nippen, der dritte fragte mich, eine halbe Stunde

echo

vor Schluss, ob er bei mir schlafen dürfe, sein Zug fahre erst früh um halb sechs Uhr nach Rüti. Da er mir nicht gefiel, liess ich ihn stehen. Das Orchester spielte aufregende Rhythmen. Der dicke Neger mit dem lieben Gesicht wurde nun mein Bezugspunkt. Ich tanzte allein in der Menge, beobachtete, wie er auf die Trommel schlug und bewegte mich nach seinen Rhythmen. Viele tanzten für sich allein, gaben sich der Musk hin und verfassen den Partner, die Gesellschaft, die Uni. Ist das Nirwana das höchste Glück des Menschen? Der dionysische Rausch, oder die kämpferische Solidarität, das einheitliche politische Ziel? Der heutige, moderne Tanz ist ein Symbol der Beziehungslosigkeit der Menschen untereinander, ein Sinnbild für Entfremdung, Isolation und Vereinzelung.

Am Ende des Festes lagen handgestrickte Jacken aus rohér Wolle, Ledermäntel mit Pelzfutter, Handschuhe und Mützen auf dem Fussboden, inmitten von Seen aus Bier, Wein und Erbrochenem. Zerschlagene Gläser, weggeworfene Essresten, Pappteller und leere Flaschen bedeckten den Boden der Uni. Ein Mann lag ohnmächtig auf der Erde, er hatte sich übergeben. Zwei Mädchen legten ihm Eis auf die Stirn. Das Fest der Kommunikation war zum Exzess ausgeartet.

Als ich meinen Mantel bei der Garderobe holte, fragte ich den diensttuenden Studenten: «Und wer räumt nun diesen ganzen Dreck auf? Die Studenten, das Organisationskomitee, oder die italienischen Gastarbeiter, das Proletariat?» Der Student lachte über meine Frage und wusste auch keine Antwort. «Ich gehöre nicht dazu», sagte er erleichtert. «Und ich, wo gehöre ich hin?»

Viele DDR-Bürger sagten zu mir, ich sei eine arme Irre, dass ich als Schweizerin freiwillig so lange in der DDR lebe. Jetzt denke ich, ich bin eine arme Irre, dass ich zurückgekommen bin.

Lucrezia Baum

Reaktionen auf die Literaturmesse im Lichthof

Literaten im Aquarium

Die morgendliche Literaturmesse hatte etwas von einem Jahrmarkt mit Lebendfischen: Die Federfische drängten sich verschüchtert in einem zu kleinen Aquarium, die Besucher ihrerseits standen stumm vor dem Schreiben und scheuten kaltes Wasser. Petri Heil hatten wieder nur Gewappnete, wie leider dieser Art von Märkten zu gehen pflegt. Die Kulturstelle wollte eine möglichst offene Begegnungssphäre bieten, mit dem Resultat, dass diese Freiheit von den Betroffenen als erschreckendes Chaos empfunden wurde. Von diesen Leuten der Feder, Menschenkennern aus Berufsgründen, erkannten wenige ihre Chance, dieses stumme, gegenseitige Beglotzen zum lockeren Meinungsaustausch umzubauen. Besucht wurde die Schau jedoch rege, worüber wir uns die Hände reiben.

«*Walter Landert* kritisierte, dass sich die Organisatoren nachdem sie einmal Tische, Stühle und Stellwände bereitgestellt hätten, nicht mehr blicken liessen.» («TA», 8. 11. 76, S. 17)

*

«. . . so mutete vielleicht vieles an dieser ersten Uni-Literatur-Messe *etwas improvisiert* an. Der Aufmarsch des Publikums, der kurz nach Türöffnung spontan einsetzte, war zu aller Überraschung ausserordentlich gross und liess bis um 14.30 Uhr kaum je zu wünschen übrig.» (W. Landert im «Zürcher-Oberländer», 10. 11. 76, S. 9)

*

«Die Kontaktfreude der sehr zahlreichen Besucher führte offenbar zu vielen anregenden und fruchtbaren (literarischen) Gesprächen.» . . . «Gewissermassen eine Fortsetzung – wo allerdings das Literarische mehr als (Tanz-)Pausenfüller diente – bildete dann am Abend das «Univolksfest», eine Art Alternative zum seit einigen Jahren eingestellten Uniball, die sich von diesem vorwiegend in der puren Negation alles festlichen Glanzes abhob.» («NZZ», 9. 11. 76)

*

«. . . so richtig ins Gespräch gekommen sind die Schriftsteller an diesem Samstagnachmittag mit den Studenten nicht.» («Die TAT», 9. 11. 76)

*

«. . . Heute morgen sind zahlreiche Universitätsangehörige, zahlreiche Schriftsteller und interessierte Leser ihrer Werke anwesend. Hier finden sich Menschen zusammen mit unterschiedlichen Einstellungen zu den konkreten ökonomischen, gesellschaftlichen und kulturellen Wirklichkeiten; gemeinsam ist uns aber heute morgen sicher die Absicht, einander zuzuhören, einander kennenzulernen.» . . . «Ich wünsche Ihnen einen fröhlichen Tag, denn enden wird er fröhlich heute abend im ‹Univolksfest›, und ich wünsche Ihnen einen sinnvollen Tag, denn sinnvoll hat er heute morgen begonnen mit dieser Literaturmesse! Ich hoffe, es möge nicht die letzte Literaturmesse an unserer Universität gewesen sein.» (Aus der Begrüssung durch den Hausvorstand Dr. F. Züsli-Niscosi an der Literaturmesse)

Provisorische Abrechnung Univolksfest

Nettoeinnahmen Billettverkauf	25000 Fr.	
Inserate, Spenden	5000 Fr.	
Miete und Reinigung Uni		1500 Fr.
Aufwendungen Musik, Theater usw.		8500 Fr.
Administration		400 Fr.
Werbung		3200 Fr.
Versicherung, Securitas, Einladungen, Transporter, pol. Bewilligungen usw.		1800 Fr.
Rückstellungen Schäden		2000 Fr.
Total	30000 Fr.	17400 Fr.
Gewinn in Kasse Kulturstelle		12600 Fr.
	30000 Fr.	30000 Fr.

Keine «Männerfront» an der Zürcher Uni

«Für meine Bücher aber . . .» – «zürcher student» Nr. 6/76, November 1976

Mit wachsendem Entsetzen habe ich soeben den «Erfahrungsbericht einer Institutssekretärin» (aus Deutschland) gelesen und abschliessend erleichtert festgestellt, dass es doch nicht ein leerer Wahn ist, dass es bei uns offenbar demokratischer zugeht als in nördlicheren Gefilden! Ich bin nun seit acht Jahren Institutssekretärin an der Uni Zürich und habe mich in dieser Zeit selten überfordert gefühlt. Wenn es einmal pressante Artikel zum Schreiben gibt, erbitte ich mir immer genügend Zeit und Ruhe dazu und stelle weniger Dringendes zurück. Da ich ebenfalls seit neun Jahren alleinstehend bin mit zwei Kindern, erbat ich mir schon am ersten Tag, dass ich keine Überzeit zu machen hätte aus Rücksicht auf meine noch schulpflichtigen Kinder, was sofort akzeptiert und bis heute auch gehalten wurde. (Übrigens hätte ich die Überzeit in einem gewissen Rahmen bezahlt.)

Botengänge gibt es tatsächlich ziemlich viele, aber es ist mir durchaus nicht zuwider, hie und da frische Luft zu schnappen! Wenn schwerere Sachen anzuschleppen sind, bitte ich einen unserer Assistenten um Hilfe oder es sogar für mich zu besorgen, was auch immer prompt getan wird!

Vorlesungspausen-Tee mache ich auch und in der Regel gern; habe ich gerade etwas sehr Dringendes zu schreiben, so machen sich halt die Herren Professoren den Tee selber! In der Teepause werden übrigens oft sehr wichtige Fragen besprochen und geklärt – z. B. Wünsche von Studenten betr. Vorlesungszeiten, denen wenn immer möglich stattgegeben wird. Ich hatte und habe auch nie das Gefühl, einer «geschlossenen Front von Männern» gegenüberzustehen, und diskutiert wird fast immer bei offenen Türen, wo ich mich nicht scheue, auch meine Meinung hie und da zu sagen. Erstaunt hat mich der «Eingang von Tausenden von Büchern»: Dazu würde unser Institutskredit gar nicht reichen!!

Abschliessend und rückblickend möchte ich ehrlich und objektiv feststellen, dass mir so ziemlich das Gegenteil meiner deutschen Kollegin passierte: Ich begann meine Tätigkeit – nun, als seelisches Wrack wäre übertrieben, aber doch als ziemlich geknickte Persönlichkeit kurz nach meiner Scheidung und erholte mich hier zusehends in der guten Atmosphäre von Freundlichkeit und Kollegialität.

Doris Oeschger, Institutssekretärin

Veranstaltungen

Musig am Määntig

Chansons im Multipack II mit David Trachsler, Tinu Heiniger und der Musigdose
13. Dez., 20.30 Uhr, in der Unteren Mensa der Uni

Die Veranstaltung vom 20. Dez. wird im Wobü vorgestellt.

Filmstelle VSETH und Kulturstelle SUZ

Die Filmaufführungen der beiden Filmstellen sind in thematische Zyklen aufgeteilt. Eine ausführliche Dokumentation dazu ist an den Vorverkaufsstellen und an der Tageskasse für 3.20 Franken erhältlich.

Eintrittspreise:
für die Aufführungen an der Uni/ETH: 2 Fr. (Vorverkauf 1.50 Fr. bei SAB ETH-Mensa, Hönggerberg, Uni-Kiosk)
für die Mittagsvorführungen im Kino City (Stüssihofstatt): 3 Fr. an der Tageskasse

Der folgende Kalender der Filmvorführungen ist nach den thematischen Blöcken aufgegliedert.

Kritischer Realismus im neuen italienischen Film

«*Divorzio all'italiana*» (1962). Von *P. Germi* mit *M. Mastroianni, S. Sandrelli, D. Rocca, L. Trieste*
8./9. Dez., 19.30 Uhr im ETH-HG F7

«*Quien sabe?*» (1966). Italowestern von *D. Damiani* mit *G. M. Volontè, K. Kinsky, L. Castel*
15./16. Dez., 1930 Uhr im ETH-HG F7

Weiter läuft im Januar der Zyklus «*Persönlichkeitsspaltung im Film*» und im Februar eine Zusammenstellung von *Michel-Soutter*-Filmen an.

SO-RG Rämibühl

Rumpelstilz, zu sensationell *tiefen* Preisen in Zürich präsentiert.
11. Dez., 20.00 Uhr, in der Unteren Mensa der Uni

Die Anmeldefrist für

Schtudänte mached Musig

läuft dieses Jahr ab. (vgl. «zs» Nr. 5 Okt. 76). Studenten, die selbst Musik machen – allein oder in einer Gruppe –, sind herzlich eingeladen, im Rahmen dieses Programms der Kulturstelle an der Uni aufzutreten. Genaueres: *Kulturstelle, Rämistr. 66, 8001 Zürich, Tel. 32 92 87.*

Dank der KUST

Zunächst danken wir allen, die in unserem Namen schon allen gedankt haben, und schliessen uns dem an:

*

Liebe Helferin, lieber Helfer!

Der Samstag, 6. Nov., war ein voller Erfolg. Es waren wohl noch nie so viele verschiedene Leute im Haus wie an diesem Tag. Wir haben auch noch nie vorher in den Gängen tanzen gesehen.

Du warst auch dabei, hast unverbrüchlich auf Deinem Posten gestanden, hast ausgeharrt angesichts erdrückender Menschenmassen, als die Organisation unversehens weggeschwemmt zu werden drohte. Dass dies trotzdem nicht geschah, dafür wollen wir Dir danken, dass Du um Gottes Lohn dem Chaos gewehrt hast und guten Mutes warst: Vielen Dank!

Käthi Kobel, Rita Schulthess, Timo Fleig, Mark Friedli, Michael Kaldeck, Victor Kocher, Martin Kurer, Heinrich Mettler, Bruno Peter, Peter Steiger, Hartwig Thomas.

*

Wir haben die grosse Freude, zu erklären, dass wir im Strom der Festbesucher beinahe ertrunken wären: Viva la

KULTUR STELLE

muerte! Wie dieser Strom zusammenkam, wissen die Götter, dass es jedoch ein Univolksfest war, liess sich in Metern an der Schlange vor dem Haupteingang messen (es gab da also nicht wenige, die nur den einen Eingang kannten!).

Das ganze Haus war gesteckt voll Aktionen in unüberschaubarer Vielfalt, und dennoch überrollte nicht das Angebot das Publikum, sondern das Publikum die Veranstaltungen. Die Menge hat uns recht gegeben in der Vorstellung, ein Fest müsse möglichst Verschiedenartiges konfrontieren, statt, wie jeweils am Uniball, einen wohlverschlossenen und prunkhaft-adretten Rahmen zu liefern, in dem sich ein Zirkel Gleichsituierter bei geistiger Feuchtigkeit bestätigen konnte. Nicht nur dass die Stimmung gut war, nein, auch waren alle gut gestimmt. Schade bloss, dass wir uns keine entchenförmige Ballons leisteten . . .

Das Univolksfest war ein erster Versuch der Kulturstelle, die Uni der sie tragenden Öffentlichkeit vertraut zu machen. Der Erfolg war überraschend. Einen Schatten allerdings warf die offizielle Abwesenheit des Herrn Rektor Nef auf diese Bemühungen; vertritt er doch in persona die Institution der Universität gerade durch seine Abwesenheit! (Wer jedoch den politischen Gehalt des Volksfestes in erster Linie durch diese Abwesenheit erklären will, hat wohl das Wesentliche daran verkannt . . .)

Es blieben als Vertreter der ganzen Uni einige Studenten und nur einzelne Dozenten sowie das Hauspersonal, die versuchten, ihre schweren, rostigen Tore zu öffnen. Der Zustrom gibt denen recht, die sich eingesetzt hatten, und nicht den Fernbleibern und Widerläufern.

Es wird nicht bei diesem einen Versuch bleiben.

Kulturstelle der Studentenschaft (KUST)

Der Profit des Festes fliesst in die Kasse der Kulturstelle. Diese wird das Geld für ihre kulturellen Aktivitäten und für die Organisation des nächsten Univolksfestes einsetzen.

Inserat

Farben
zum selber Malen
und die gute
Beratung bei
CANONICA! + Co
Schaffhauserstrasse 6
(vis-à-vis Krone)
Tel. (01) 26 30 61, Zürich
Alles zum Malen

Für Naturwissenschafter, Ingenieure und Naturphilosophen:
Zur Äquivalenz von
Masse und Energie
von Hugo Kressebuch
Tatsachen und *Legenden* um die Formel $E = mc^2$
Korrekte und leichtverständliche *Herleitung* dieser Formel. *Dreidimensionale* Darstellung der Energie. – Überraschung aus *Wien*. – Einfache Berechnung des *Energieinhalts* von 1 Gramm Materie. Broschüre A4, 5 eng beschriebene Druckseiten, 2 Bilder, 20 Lit.-Stellen.
Erhältlich bei Ihrer *Buchhandlung* oder beim Verlag:
PROXIMA AG,
Werdstrasse 40, 8004 Zürich
Preis Fr. 5.–